

Das Mißverständnis.

Reime von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von W. Wegner.



Der Kleine: Freund, verzeih', wenn ich dich störe
 Just im Mittagsschlaf, doch höre,
 Fragen wollt' ich dich darüber,
 Ob du Hammelnüchlein lieber
 Möchtest, oder delicates,
 Saftig' braunen Gänsebraten?

Der Große: Nun darüber ließ sich streiten,
 Denn jed' Ding hat so zwei Seiten, —
 Und im Grunde schäß' ich jeden — —
 Doch eh' wir noch weiter reden,
 Lieber Ammi, möcht' ich wissen,
 Sprich, wo sind die Lederbissen?

Der Kleine: Nun, im Speiseschrank, mein Lieber!
 Einig bin ich nur darüber,
 Daß, wenn ich mich müßt' entscheiden,
 Ich es hielte mit den beiden.

Der Große (ärgerlich): Ei der Tausend! Sieh doch Einer!
 Und deswegen kommst du Kleiner
 Eilig her, um hier im Scherben
 Mir das Süpplein zu verderben?
 O du Schlingel, was für Klauen!
 Wart', ich will den Pelz dir zausen!
 Sieh dich vor, wenn ich dich fasse —
 Hei! da springt er in die Gasse.

Vornehme Gäste. Von Johannes Trojan.

Lieschen spricht:

Heut sind auf unsern Hof herein
 Vornehme Gäste gekommen;
 Unterm Thor auf dem Gossenstein
 Kamen sie angeschwommen.

Es waren im Ganzen ihrer acht,
 Darunter sieben kleine
 In gelbem Flaum, in bunte Pracht
 Bekleidet und groß die eine.

Sie sahen genau sich alles an
 Und sind ein Stündchen geblieben,
 Die große watschelte voran,
 Ihr folgten die kleinen sieben.



Sie sprachen über dieß und das
 Und guckten in alle Ecken;
 Sie fanden hier und dort etwas,
 Das sie sich ließen schmecken.

Und als sie endlich waren satt,
 Sind sie davon geschwommen. —
 Wenn's ihnen nur gefallen hat,
 O möchten sie wiederkommen!

Kater Murr.

Nach E. T. A. Hoffmann von Victor Blüthgen.

Original-Zeichnungen von Fedor Flinzer.

(Schluß.)

4. Capitel.

So hatte ich denn die Welt kennen gelernt und die trüben Erfahrungen, die ich in ihr gemacht, hatten mich zum ersten Jüngling herangereift. Ich fing wieder an fleißig zu studiren, und nur des Nachts lustwandelte ich ein wenig in frischer Luft auf dem Dache.

Eines Tages saß ich vor meinem Pulte, da raschelt es leise in einer Dachlücke und ein Katzenfräulein von ungemeiner Schönheit springt sanft auf die Dielen, setzt sich hin und beginnt sich zu putzen, ohne mich zu gewahren. Sie war ganz weiß gekleidet, nur ein kleines schwarzes Sammetkäppchen bedeckte die niedliche Stirn, sowie sie auch schwarze Sammetstrümpfchen trug; ihre Augenlein funkelten im herrlichsten Grasgrün und es ist unbeschreiblich, mit welcher Anmuth sie wellenförmig den Schweif ringelte! Ich rührte mich nicht; endlich aber, da sie mir gar zu sehr gefiel, beschloß ich, sie in meinem Hause willkommen zu heißen.

„Miau,“ sprach ich, so zart ich vermochte.

Das Fräulein wandte sich um, sah mich, sprang mit einem Satz in die Luke und als ich ihr nach auf das Dach eilte, verschwand sie eben hinter dem Schornstein.

Ich wollte mich wieder an die Arbeit begeben, aber die Feder brannte mir in der Pfote und ich warf sie weg. Ich dachte an nichts als an das schöne Fräulein, das sich wahrscheinlich vor mir gefürchtet hatte, und ich wünschte nichts sehnlicher, als sie wieder zu sehen. Den ganzen Tag lief ich auf den benachbarten Dächern herum und spähte, aber umsonst. Gegen Abend schlich ich betrübt die Treppe hinunter in den Hof — und da saß sie vor der Thür und putzte sich wieder!

Ich sagte das zärtlichste Miau von der Welt, und diesmal blieb sie sitzen, als ich auf sie zu geschritten kam; ja es schien mir, nach ihren Augen zu urtheilen, als ob sie Gefallen an mir fände. „Schönste aller Katzenjungfrauen,“ sprach ich galant, „wie heißest du?“ Sie antwortete mit lieblicher Stimme: „Miesmies.“ Kaum hatte sie das gesagt,

da sprangen aus einem Winkel mit teuflischem Getöse zwei riesige Kater auf mich los, zerbissen, zerkrachten mich kläglich und wälzten mich zum Ueberflus noch in die Gasse, so daß das schmutzige Spülwasser über mich zusammenschlug. Kaum gelang es mir, mich aus den Krallen der mordlustigen Bestien zu retten und mit Angstgeschrei die Treppe zu erreichen. Zu meinem Verdruß empfing mich der Meister mit lautem Lachen. „Murr, Murr,“ sagte er, „ich ahne was geschehen ist!“ Er ließ ein Gefäß mit lauwarmem Wasser füllen, stülpte mich ohne Umstände einige Male hinein, so daß mir vor Niesen und Prusten Hören und Sehen verging, wickelte mich dann fest in Flanell und legte mich in meinen Korb. Ich war fast besinnungslos vor Schmerz und vor Scham. Wie sehr mußte die schöne Miesmies über mich gelacht haben! Ich konnte ihr nicht wieder vor die Augen treten. Aber als mir in der Wärme wohler wurde, verschwanden diese Gedanken. Sie sah so gut aus, gewiß, sie hatte mich nur bemitleiden können wegen dieses heimtückischen Ueberfalls!

An einem der nächsten Abende saß ich wieder geheilt in meiner Studirstube, da hub über mir auf dem Dache ein Gesang an, eine zarte weibliche Stimme erging sich in den herrlichsten Melodien mit Läufem und Trillern, so rührend, daß es einen Stein erweichen mußte. „Ha,“ dachte ich, „so ungefähr muß Miesmies singen!“ und kroch hinaus. Nichtig, im Mondenscheine saß die holde Miesmies und sang, und ihr weißer Pelz glänzte wie Silber. Noch horchte ich eine Weile zu, dann setzte ich mit der zweiten Stimme ein; sie ließ sich gar nicht stören und das Duett ging auf's schönste zu Ende.

„O Murr,“ sagte sie dann und sah zu mir herüber, „berühmter Kater, wie leid thut es mir, daß meine wilden Bettern im Unverstande dich so übel zugerichtet haben.“ „Wie?“ sprach ich erstaunt, „du kennst mich, allerschönste Miesmies?“ „Ja,“ antwortete sie, „ich habe mich nach dir erkundigt und erfahren, daß du bei einem braven Manne dein gutes Auskommen hast.“ „O Miesmies,“ sagte ich entzückt, „ich habe Auskommen für zwei; willst du mit mir theilen?“ Und sie versetzte: „Wenn du damit sagen willst, daß du mir Herz und Pfote an-

bietest, so spreche ich: es wird mir eine Ehre sein, die Frau des berühmten Murr zu werden." Wir umpfoteten uns auf das zärtlichste, so daß wir bald vom Dache gefallen wären, und nun waren wir Brautleute. Ach, wir ahnten nicht, welches Unheil uns bis zur Hochzeit noch treffen sollte! vielmehr waren wir guter Dinge und beschloßen noch zu singen. Miesmies wollte ein paar von den Liedern lernen, die ich selbst gedichtet, und ich sang zwei der schönsten mit ihr durch, nämlich folgende*):

1. Auf dem Dache.

Wie schön ist's, wenn man Abends spät
Auf einem Dach spazieren geht.
Wie ist da alles ungewohnt!
Denn statt der Sonne scheint der Mond,
Auch sieht man viele Sterne stehn,
Die man am Tag noch nie gesehn,
Und — wunderbar — miau, miau! —
Dann ist der Himmel schwarz statt blau!

2. Sehnsucht.

Mein Herz ist ganz voll Sehnsucht,
Und weiß doch nicht, wonach?
Ich glaube nach der Taube,
Die sitzt auf jenem Dach.
O hätt' ich eine Leiter,
Ich stieg' gern tausend Schritt.
Die Sehnsucht ist nichts weiter,
Als großer Appetit.

Während dieses Singens war ein schwarzer Kater herauf gestiegen, der uns mit glühenden Augen anfunkelte. „Bleiben Sie gefälligst von dannen, bester Freund,“ rief ich ihm entgegen, sonst kratze ich Ihnen die Augen aus und werfe Sie vom Dach hinab, wollen Sie aber eins mit uns singen, so

kann das geschehen.“ Ich kannte nämlich den jungen schwarzgekleideten Mann als einen vortrefflichen Bassisten und schlug vor, ein Lied zu singen, welches sich zu der bevorstehenden Trennung von Miesmies sehr gut schickte: „Soll ich dich, Theurer, nicht mehr sehen?“ Kaum aber hatten wir begonnen, als eine gewaltige Ziegelscherbe zwischen uns durchfuhr und eine entsetzliche Stimme rief: „Wollen die niederträchtigen Katzen wohl die Mäuler halten!“ Wir stoben, von der Todesfurcht gehekt, wild auseinander, — ich in meinen Dachboden hinein.

Tage vergingen, und vergebens erwartete ich, meine geliebte Miesmies wiederzusehen. Gereuete es sie etwa, daß sie die Frau des berühmten Murr werden sollte? Unmöglich! Ich suchte, der schwarze Kater, welcher Muzius hieß und mich von jetzt an öfter besuchte, durchforschte aus Freundschaft gleich mir die Böden und Keller der Nachbarschaft; aber alles war umsonst.

Da — eines Abends, kam Muzius in aller Eile in meine Studirstube herabgesprungen. „Gefunden!“ sagte er. Ich sprang auf und faßte ihn beim Fell. „Wo?“ rief ich athemlos. „Fasse dich,“ versetzte er, „Freund Murr; sie ist eine trauernde Gefangene. Unterbrich mich nicht, sondern höre zu. Ich gehe an einem vergitterten Kellerfenster hin und werfe einen forschenden Blick hinab. Da hebt im Grunde des Kellers eine Stimme, die ich sofort erkenne, zu singen an: „Soll ich dich, Theurer, nicht mehr sehen?“ u. s. w. Thränen ersticken diese Stimme. „Miesmies!“ rufe ich hinab, und mit einem Satz erscheint Miesmies an dem Gitter.

*) Die beiden obigen Gedichte haben sich durch einen Zufall nebst ein paar andern in der eigenen Handschrift des Katers Murr, welche zugleich von einer gewissen zeichnerischen Begabung Murrs die deutlichen Beweise liefert, erhalten und werden auf der Bibliothek des Schlosses Nirgendwo als kostbare Reliquien aufbewahrt. Sie sehen in genauer Nachbildung folgendermaßen aus:

Auf dem Dache
Wie schön ist's, wenn man Abends spät
Auf einem Dach spazieren geht!
Wie ist da alles ungewohnt!
Denn statt der Sonne scheint der Mond,
Auch sieht man viele Sterne stehn,
Die man am Tag noch nie gesehn,
Und — wunderbar — miau, miau!
Dann ist der Himmel schwarz statt blau!

Sehnsucht
Mein Herz ist ganz voll Sehnsucht,
Und weiß doch nicht, wonach?
Ich glaube nach der Taube,
Die sitzt auf jenem Dach.
O hätt' ich eine Leiter,
Ich stieg' gern tausend Schritt.
Die Sehnsucht ist nichts weiter,
Als großer Appetit.

„Rettet mich!“ jammert sie, „ich bin in der Gewalt eines Raters, der durchaus verlangt, daß ich einwillige seine Frau zu werden, und der mich eifersüchtig bewacht. Fliehe aber jetzt, ehe der Schreckliche erscheint, denn er ist so wild und stark, daß ich für dein Leben fürchte!“ Und mit fürchterlichem Knurren und Pfauen fuhr auch schon ein Rater um die Ecke. Ich kannte ihn wohl; er ist in der ganzen Nachbarschaft gefürchtet als Raufbold. Er hat einst im Felde gedient und trägt eine fremde Uniform, schwarz, grau und gelb, und auf der Brust das Ehrenzeichen des gebrannten Specks, weil er einst mit wenigen Kameraden einen ganzen Speicher von Mäusen gereinigt; er lebt von einer kleinen Pension, die ihm ein Speisewirth an Fischgräten und Speiseabgang ausgeworfen. Unvorbereitet, wie ich war, hielt ich nicht Stand, sondern entfloh um dir, geliebter Murr, die Nachricht zu bringen.“

„Rede, o Muzius, was ist zu thun?“ rief ich verzweifelt.

„Du mußt mit ihm kämpfen, das versteht sich,“ antwortete Muzius.“

„Aber ich bin gar nicht geübt,“ versetzte ich.

„Ich werde dafür sorgen, daß du das nachholst, was du bei deinen Büchern versäumt hast,“ sagte Muzius. „Ich gehöre einer Verbindung von Burschen an, und wir werden dich auf unserem Fechtboden einüben; „einpaufen“ heißt man das.“

„Ha,“ rief ich, „seid ihr Studenten? Studirt ihr wirklich?“

Muzius lachte. „Man kann ein Student sein auch ohne zu studiren,“ sagte er. „Komm nur mit, o Philister Murr!“

5. Capitel.

Muzius führte mich fort über verschiedene Dächer, bis endlich auf einem beinahe ganz platten italienischen Dache uns zehn stattliche, zumeist freilich etwas struppige Raterjünglinge empfingen. Lautes Jubelgeschrei erscholl, als Muzius meinen Namen nannte und versicherte, daß ich die Absicht hätte, auf ihrem Paul- oder Fechtboden unter bewährter Burschen Leitung fechten zu lernen, um den elenden Räuber meiner Braut, den Rater Koller, zu züchtigen. Man bewies mir die größte Hochachtung und Verehrung, jedoch erklärte das erwählte Oberhaupt der Burschen, der Senior Puff, ich müsse mich der Sitte gemäß zuvor unter die Burschen aufnehmen lassen. Das geschah denn auch unter gewissen Feierlichkeiten; ich erwähne darunter nur eine Art Taufe mit Ragenpunsch, einem vortrefflichen Getränk, das seine hauptsächlichste Würze durch eine derbe

Zuthat von Häringssale erhält; bei dieser Taufe wurde mir der Burschennamen „Schwänzel“, meines stattlichen Schweifes halber, zugelegt. Am ganzen Leibe nach Häring duftend und pudelnaß, empfing ich von sämtlichen Mitgliedern den Bruderkuß, wobei jeder das Wort „Schmolli“ aussprach, und wir begaben uns sogleich auf das Dach eines Vorbaues, wo ich die erste Fechtsunde erhielt. Ich lernte einige Arten des „Krag“ und wie man sie parirt, kennen; den nächsten Abend sollte ich dann den „Krag“ vollständig einüben und darauf sollte zu dem schwierigen „Biß“ übergegangen werden.

Nach dem Unterricht, der mich etwas anstrengte, wobei aber jedermann meine ungewöhnliche Kraft pries, setzten wir uns zu einem einfachen aber fröhlichen Mahl, dem eine wackere Zecherei in Ragenpunsch folgte. Dazu wurde viel gesungen und der armen Wiesmies in einem Trinkspruch gedacht.

Zuletzt stieg mir der Punsch doch etwas in den Kopf, die Dächer schienen sich zu drehen, kaum vermochte ich mich beim Scheiden mittelst des Schweifes, den ich als Balancirstange benutzte, aufrecht zu erhalten. Der treue Muzius, meinen Zustand bemerkend, nahm sich meiner an und brachte mich glücklich durch die Dachlücke nach Hause.

O Jugend, die du dieses liest, möchtest du nie in deinem Leben zuviel Punsch trinken, damit dir das erspart bleiben möge, was der arme Murr infolge des Ragenpunches zu leiden hatte! Nicht nur daß ich, wüßt im Kopfe, mich lange hin und her wälzen mußte, ehe ich einschlief, daß mir selbst im Schlafe sehr übel war, — das Schlimmste kam am nächsten Morgen, nämlich der sogenannte Ragenjammer. Mein Kopf schmerzte, mein Magen schmerzte, ich verachtete alles, sogar mich selbst, und meine arme Wiesmies war mir völlig gleichgültig. Erst gegen Mittag schlich ich mich mühsam von meinem Lager, denn Muzius erhob vor der Thür seine Stimme. Der Meister ließ mich hinaus und jener führte mich, über mein Glend lachend, auf das Dach, wo er mich hinter dem Schornstein drei Schnäpschen reine Häringssale trinken ließ. Ihnen und der frischen Luft dankte ich bald meine Genesung.

Allmählich lernte ich das Punschtrinken besser vertragen und im Fechten machte ich an den folgenden Abenden erstaunliche Fortschritte. Ich sollte noch eine Prüfung bestehen und dann sollte über die Herausforderung des Räubers berathen werden. Aber die Entscheidung kam rascher.

Der Fechtmeister Murner hatte mir eben die letzte Lection im „Biß“ ertheilt; es war Mitternacht und heller Mondschein und ich ging mit

Muzius ein paar Augenblicke auf einem Nebendach spazieren. Da kam etwas auf uns zu: ha! es war niemand anders als der schwarz-grau-gelbe Räuber mit einem anderen Kater, der womöglich noch bunter und frecher aussah. Sie gingen mit trotziger Miene vorüber und Koller gab mir, als ich ihm ein wenig im Wege stand und nicht auswich, einen Stoß. „Mau,“ sagte ich. Er blieb stehen, sah sich um und sprach gleichfalls „Mau!“ Darauf ich: „Sie haben mich gestoßen!“ Darauf er: „Ich habe Sie gestoßen.“ Darauf ich: „Das ist Tusch.“ Darauf er: „Sie sind ein dummer Junge.“ „Und Sie ein niederträchtiger Räuber,“ sagte ich vortretend; „ich fordere Sie zum Duell.“ „Schön,“ sprach er, „auf den Kratz, damit es Ihnen nicht gar zu schlecht ergeht.“ „Nein,“ war meine Erwiderung, „geradeheraus: entweder Sie geben meine Braut Miesmies freiwillig heraus, und dann lasse ich Sie laufen, oder wir kämpfen auf den Biß, und zwar auf Tod und Leben.“

Der bunte Koller wollte zwar Einwendungen machen, aber jetzt trat Muzius hervor. Erst sagte er „Miauz,“ und auf dieses Zeichen erschienen plötzlich alle Burschen auf dem Dache, und dann versicherte er dem Bunten, wenn er sich nicht für einen oder den andern Vorschlag entschliefte, so werde er nicht für einen respektabeln, sondern für einen gemeinen Räuber erklärt werden und nicht lebendig vom Dache kommen.

„Nun, mir soll es dann recht sein,“ versetzte mein Gegner. „Kampf also!“

Es wurde hierauf zu einer alten grauen Kaze geschickt, welche eine heilkräftige Salbe besaß und den Doctor machte; ferner wurde abgemacht, daß allemal nach drei Sprüngen eine kleine Pause eintreten sollte; darauf maßen die Beistände oder sogenannten Sekundanten — nämlich Muzius für mich, der Freund des Bunten für diesen — die Entfernung aus, in welcher wir uns gegenüber treten sollten, und nun setzten wir uns in Postur. Der Sitte gemäß erhoben die Sekundanten ein Zetergeschrei, worauf wir auf einander los sprangen.

Im Augenblick hatte mein Gegner, indem ich ihn fassen wollte, mein rechtes Ohr gepackt, das er dermaßen zerbiß, daß ich wider Willen laut aufschrie. „Auseinander!“ rief Muzius. Der Bunte ließ ab, wir gingen in die Stellung zurück.

Neuer Zeter der Sekundanten, zweiter Sprung. Nun glaubte ich meinen Gegner besser zu fassen, aber der Verräther duckte sich und biß mich in die linke Pfote, daß das Blut in dicken Tropfen hervorquoll. „Auseinander!“ rief Muzius zum zweiten Mal.

„Ich dachte, Sie hätten jetzt genug,“ sagte der andre Sekundant, „und lassen Ihre Braut wo sie ist.“ „Kümmern Sie Sich nicht um mich, mein Vester,“ erwiderte ich zornig. „Es wird sich zeigen, ob ich genug habe.“ Und Muzius klopfte mir auf die Schulter und rief: „Brav, brav, mein Bruder Murr! Ein ächter Bursche achtet solch einen Riß nicht. Halt dich tapfer!“

Zum dritten Mal Zeter der Sekundanten, dritter Sprung! Meiner Wuth ungeachtet hatte ich die List meines Gegners gemerkt, der immer etwas seitwärts sprang, weshalb ich ihn fehlte, während er mich mit Sicherheit packte. Diesmal nahm ich mich in Acht, sprang auch seitwärts, und als er mich zu fassen glaubte, hatte ich ihn schon dermaßen in den Hals gebissen, daß er nicht schreien, nur stöhnen konnte. Muzius sprang herbei: „Miesmies oder das Leben!“ sagte er und ich nickte dazu, denn loslassen wollte ich nicht. „So laß sie doch laufen, in des Kulus Namen,“ schrie der andre Sekundant meinem Gegner in das Ohr. Der nickte nun auch, worauf ich ihn losließ, und sogleich sank er ohnmächtig nieder, indem das Blut reichlich aus der tiefen Wunde hervorquoll.

Während die graue Kaze ihm seine Wunde salbte und verband, drückte mich Muzius freudig an seine Brust. „Bruder Murr,“ sagte er gerührt, „du hast deine Ehrensache ausgefochten wie ein Kater, dem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Ruhe dich aus; ich und zwei erwählte Burschen, wir werden Miesmies, deine holbe Braut, holen, und wir richten gleich die Hochzeit aus. Ich weiß einen anständigen geräumigen Keller, in welchem, wenn ich nicht sehr irre, noch mehrere Töpfe voll Milch stehen und welcher durch ein sehr locker sitzendes Fenster unschwer zugänglich ist. Ein paar verwandte Kazenfräulein werden leicht herbeizuholen sein, z. B. die drei schönen Töchter des Seniors Puff. Einverstanden?“

„Einverstanden,“ sagte ich. „Meine Wunden haben nicht viel zu bedeuten.“

Muzius sprach angelegentlich mit dem Senior Puff und entfernte sich dann mit zwei Burschen. Zugleich kam die graue Kaze mich zu salben, denn der besiegte Koller war besorgt und wurde eben von seinem Sekundanten gepackt und durch die Dachlufe geschleppt. Wir begaben uns zu dem nahe gelegenen Keller, wo sämmtliche Bursche, der Senior Puff voran, der Reihe nach mit den Köpfen gegen den lockeren Fensterflügel sprangen, bis er aufging; etliche gingen dann, die Fräulein zu holen, und bald saßen wir alle unweit der vollen Milchtöpfe in Er-

wartung der Abgesandten. Als man ihre Stimmen vernahm, stellte sich ein vierstimmiger Sängerkhor auf, und kaum wurde die Gestalt der armen Miesmies sichtbar, so erschollen die Töne des herrlichen Liedes: Nach so vielen Leiden u. s. w.

Ich will nicht beschreiben, mit welcher Nührung ich und Miesmies uns umpfoteten. Ich führte sie gleich zu einem der Milchtöpfe, aus welchem wir uns gemeinsam stärkten. In diesem Augenblicke

nehmlich und nun umarmte uns alles und gratulirte. Niemals sind dickere Thränen der Freude geweint worden als diese Nacht!

Wie wenig braucht die Jugend, um vergnügt zu sein! Die Katzenfräulein tranken Milch, die Kater zogen die für den Burschenabend bestimmt gewesene Katzenpunsch-Bowle vor, drei Kater stimmten ihre Kehlen zur Tanzmusik, und bald sprangen und drehten sich die Paare im munteren Reigen, während



kamen noch drei Katzenfräulein, schön wie der Tag, mit dem Kater Hinzmann, dessen Schwestern sie waren, durch das Fenster hereingehüpft; sie hatten die Arme voll Kartoffel- und Petersilienkraut, welches sie schnell im Garten gepflückt hatten. Miesmies bekam einen Petersilienkranz um das Sammetläppchen, ich ein Kartoffelblatt in jedes Ohr gesteckt, das übrige wurde auf den Boden verstreut, und dann hielt Hinzmann, welcher sich der Beredsamkeit besaß, eine vortreffliche Rede, worin er meine Verdienste und die Schönheit der Miesmies gebührend pries und von unsrer Leidensgeschichte auf die Verheirathung überlente. Wir sprachen dann unser „Ja“ sehr ver-

ich mit Miesmies zusah, weil ich an dem verwundeten Fuße doch nicht ganz ohne Schmerzen war. Gegen Morgen begleitete uns der Zug über die Dächer bis zu dem Hause des Meisters, der meine geliebte Miesmies mit derselben Freundlichkeit aufnahm wie — — — — —

Soweit ist der Kater Murr mit seiner Lebensbeschreibung gekommen. Der Arme! Nur wenig Tage war es ihm vergönnt gewesen, an der Seite seiner geliebten Miesmies das Glück ihrer Vereinigung zu genießen, dann hat ihn schändlich eine Anzahl unvorsichtig verschluckter Fischgräten, welche

ihm im Halse stecken blieben, vom Leben zum Tode gebracht. Kaum drei Tage hat er gelitten. Eine Nachschrift zu der Lebensbeschreibung, die er wenige Stunden vor seinem Tode aufsetzte, enthielt seinen letzten Willen und lautete also:

„Hiermit nehme ich, der berühmte und gelehrte Kater Murr, Abschied von dieser Welt, welche an mir mehr verliert als ich an ihr. Ein paar elenden Fischgräten ist es erlaubt, mich unzubringen! Meine Schriften, welche diese Welt zu besitzen nicht werth ist, soll man mit mir beerdigen, meine Lebensbeschreibung aber heimlich auf des Meisters Pult legen. In dem Keller, in welchem unsre Hochzeit gefeiert worden, sollen vier rüstige Kater mir das Grab fragen und Hinzmann die Leichenrede halten. Meinen Freunden vermache ich meinen Segen und das Andenken an meine Tugenden, meine theure Wiesmies aber empfehle ich der Sorge unsres getreuen Muzius und schenke ihm, falls er sich entschließen sollte sie nach Ablauf der Trauerzeit zu

ehelichen, das Mobiliar meiner Schreibstube. Unterzeichnet: Murr m. p. Puff, Murner, als Zeugen.“

Die Lebensbeschreibung Murrs wird wohl aus dem Nachlasse des Meister Abraham an den Mann gelangt sein, der sie hat drucken lassen. Daß auch einige der Gedichte aus Murrs Handschrift sich erhalten haben, das haben meine lieben jungen Leser schon aus der Anmerkung zu den beiden mitgetheilten Liedern ersehen. Wie diese Gedichte aber in das Schloß Nirgendwo gekommen sind, wo ich sie im vorigen Jahre gefunden habe, wußte mir der dortige Bibliothekar nicht zu sagen.



Der Sohn eines deutschen Kaisers.

Von

Joseph Victor Widmann.

Mit Original-Signetten von Ludwig Burger.

Der Johann von Oestreich, oder, wie ihn die Spanier nannten, Don Juan d'Autria, ist eine der anziehendsten Gestalten der Geschichte des 16. Jahrhunderts, nicht nur weil er als Kaisersohn und als Seeheld im Doppellichte des ererbten und des erstrittenen Ruhmes dasteht, sondern auch weil auf seine ganze Jugend ein eigenthümlicher Dämmerchein geheimnißvoller Schicksale fällt. —

Kaiser Carl V., der Vater Don Juan's, sah bereits in seinem älteren Sohne, dem nachmaligen Philipp II., seinen rechtmäßigen Nachfolger, und hatte gute Gründe, den viel später, in Deutschland gebornen Sohn Don Juan bei Lebzeiten als Sohn nicht anzuerkennen. Der Knabe wurde daher, ohne seine Abstammung zu ahnen, in Spanien durch vertraute Diener des Kaisers erzogen. Erst als Don Juan etwa 15 Jahre alt geworden, kam er als anerkannter zweiter Sohn des seither verstorbenen Kaisers an den Hof seines ältern Bruders Philipp nach Madrid, wo er mitten unter den dunkeläugigen

und schwarzhaarigen spanischen Granden durch seine deutschen blauen Augen und seine blonden, wallenden Haare wie auch durch die Anmuth und Kraft seiner jugendlichen Erscheinung großes Aufsehen erregte.

Daß der edle, freimüthige Jüngling am Hofe des finstren Philipp des II. sich nicht glücklich fühlen konnte, ist begreiflich. Der junge Prinz machte daher mehrere Versuche, sich dem Hofleben zu entziehen und aus eigener Kraft eine Heldenlaufbahn zu beginnen. Aber er kehrte zur Pflicht des Hofdienstes zurück, als Philipp ihm klar machte, daß alles ächte Heldenthum damit beginnen müsse, die eigenen lebhaften Triebe des jungen Herzens zu zügeln. Zur Belohnung seines Gehorsams wurde ihm endlich ein Kommando gegen die Seeräuber übertragen, und bald nachher (1569) der Oberbefehl über eine spanische Armee, welche den Aufstand der Morisken in Granada niederwarf. Hier errang sich der Jüngling die ersten Lorbeeren, und bewies in jenen Kämpfen eben so viel Menschlichkeit als Heldenmuth.

Im Jahre 1571 bedrohten die Türken im Gefühl ihrer Uebermacht zur See die ganze Christen-

heit mit Berberben. Sie hatten den Frieden gebrochen, die Insel Cypern erobert und ganz Italien zitterte vor dem damals furchtbaren Feinde. Da war es Don Juan d'Austria, der als Admiral einer von beinahe allen christlichen Mächten zusammengebrachten Flotte am 7. October desselben Jahres dem Halbmonde eine entscheidende, dessen Seemacht für immer vernichtende Niederlage beibrachte in der berühmten Seeschlacht von Lepanto, in der bekanntlich Cervantes, der Dichter des Don Quixote, seinen rechten Arm verlor. Es war dies eine jener Schlachten, wo, wie in jenen alten griechischen Perserkriegen oder wie in den Hunnenschlachten des frühen Mittelalters die Cultur Europas auf der Waage stand gegenüber der asiatischen Barbarei.

Wäre doch der edle Kaisersohn, der in jener Schlacht manche Wunde empfing, damals im Zenith seines Heldenlebens gefallen! Man muß dieß unwillkürlich ausrufen, wenn man weiß, wie seit diesem großen Siege der Neid seines Bruders Philipp den jungen Admiral auf Schritt und Tritt verfolgte. Ein Netz von kleinlichen Gehässigkeiten und bössischen Cabalen umgarnte den edeln Löwen. Hätte man eines solchen Kriegsmannes überhaupt damals entbehren können, so wäre Don Juan vermuthlich sofort aus der Welt geräumt worden. So aber sandte man ihn in die Niederlande, wo ein edles Volk sich gegen die Tyrannei der spanischen Herrschaft erhob. Umsonst bat Don Juan, man möchte ihn doch mit dieser Aufgabe, die dem Henker Alba besser zu Gesicht stand, verschonen. Gerade das Undankbare der Aufgabe, der Wunsch, den beliebten Helden verhasst zu machen, bestimmte Philipp, den auch dort von Horchern umgebenen Bruder in Belgien zu lassen, wo es nach nutzlosen Verhandlungen bald zum offenen Kriege kam. Auch hier bewährte Herr Johann von Oestreich sein Feldherrntalent, namentlich in der Schlacht von Gemblours 1578. Aber schon am ersten Octobertage desselben Jahres starb der erst drei und dreißigjährige Held plötzlich im Feldlager. Seine Krieger glaubten an Vergiftung. Die Meinung der Geschichtschreiber ist hierüber getheilt. Thatsache jedoch ist, daß kurz vorher Philipp II. den Geheimschreiber Don Juans, den scharfsinnigen Escovedo, heimlich zu vergiften versucht hatte, und als dieser Anschlag an Escovedo's kräftiger Natur scheiterte, durch drei bestellte Mörder den arglosen Mann am zweiten Ostertage (31. März 1578) erdolchen ließ.

Die nachstehenden Gedichte, einem größeren, das ganze Leben Don Juan's behandelnden Romanzen-Cyklus entnommen, beziehen sich auf das Jugendleben des nachmaligen Helden und zeigen hierin, der

Geschichte treulich folgend, daß der Gehorsam die erste Stufe zu künftigen Thaten, der Selbstsieg der schönste ist. —

I.

Das Wort des Lehrers.



Lieb mir nicht die Federspule,
Pfeil und Bogen gieb zur
Hand.
Sende mich nicht in die Schule,
Nein, hinauf zur Felsenwand;
Dort, wo jene Geier schweben,

Der Sierra kühn Geschlecht,
Dort will scharf ich Obacht geben,
Dort gelingt mir alles recht.
Nur nicht auf des Pfarrers Bänken!
Vater! ach! wie grant es mir!
Ruß den Kiel mit Tinte tränken
Tiefgebücht auf das Papier.

Dürst' ich noch von Helden lesen;
Doch von Heil'gen liest man nur,
Wie sie voll Geruld gewesen,
Schafen gleich, die in der Schur.
Qualen haben sie ertragen
Für den Glauben, Schimpf und Hohn.
Hei! wie hätt' ich dreingeschlagen;
Nero! fort von deinem Thron! —
Vater! heute laß mich streifen
Durch's Gebirg auf freier Bahn;
Morgen will ich gern begreifen,
Was mich lehrt der Sacristan."

Also spricht Geronimo
In dem kleinen Dorf Leganes
Zu dem herzenguten Massi,
Der einst in der Hofkapelle
Kaiser Karls ein wacker Geiger,
Jetzt des Knaben Hüter war.
Und Francesco Massi sprach:

„Lieber Knabe! sieh, so dacht' ich,
 Als ich kindisch war wie du;
 Manchen lieben Tag verbracht' ich
 Dort am Bach in träger Ruh,
 Schnitt aus Weidenholz mir Pfeifen,
 Fing im Nest der Vögel Brut,
 Wußt' im Bau den Dachs zu greifen,
 Fischlein holt' ich aus der Fluth.
 Später strich ich gern die Geige,
 Und der Meister sprach zu mir:
 „Daß sich ganz die Kunst dir zeige,
 Lerne wohl die Zeichen hier.“
 Doch ich sah die schwarzen Zeichen
 Ungern nur und mürrisch an.
 Ohne Noten Geige streichen
 Schien mir damals wohlgethan.
 Aber nachmals fühlt' im Busen
 Ich die Gluth der Reue schwer,
 Als ich nach der Kunst der Musen
 Trug im Herzen süß Begehr.
 Gerne hätt' ich Sarabanden,
 Die ich wohl im Ohre trug,
 Wie sie andre kühn erfanden,
 Hingeschrieben so im Flug, —
 Heil'ge Messen, auch Cantaten,
 Fugen hätt' ich komponirt;
 Doch nicht wußt' ich mir zu rathen,
 Weil ich nicht die Kunst studiert.

Du nun, wenn du nur ein Reiter
 Werden willst, doch Ritter nicht,
 Brauchst zu lernen wohl nicht weiter,
 Thust auf Wissen ganz Verzicht.
 Leicht erlernst du Rosse zügeln,
 Wache stehn beim Feldherrnzelt,
 In den selbstgeputzten Bügeln
 Wacker reiten durch die Welt;
 Lernst den lauten Hornsignalen
 Folgen und der Trommeln Klang,
 Lernst, wie alle, pochen, prahlen,
 Und gehorchen strengem Zwang.

Freilich wer vor den Kolonnen
 Reiten möcht' als General,
 Klug im Kriegsrath und besonnen,
 In der Schlacht ein Wetterstrahl;
 Wer auf fern entlegne Zeiten
 Möchte bringen seinen Ruhm,
 Stolz der Länder Kreis durchschreiten,
 Groß durch Macht und Heldenthum —
 Sieh! ein solcher müßte freilich
 Lernen, was in Büchern steht;
 Solchem blieb' es unverzeihlich,

Wißt' er kaum das Alphabeth.
 Geh' nur Knabe, geh' in Eile!
 Nicht zum alten Sacristan,
 Nimm den Bogen, nimm die Pfeile;
 Offen liegt vor dir die Bahn.“

Flammend stund Geronimo,
 Als sein wadrer Pflegevater
 Dieses sprach; die Pfeile ließ er
 Unberührt, zum Buche griff er,
 Wandte sich und ging von dannen.
 Nur ein Seufzer leis, verstohlen
 Aus des Herzens Tiefe wand sich,
 Da sein Auge der Sierra
 Schrofne Felsenacken streifte,
 Während, einem festen Willen
 Treu gehorchend, seine Füße
 Rasch den Weg zur Schule gingen.

Der Abschied.

Des Dorfes Jugend steht in Schaaren
 Um ein noch nie gesehntes Ding;
 Mit Pferden kam's daher gefahren,
 Jetzt hält es stolz im Menschenring.

Ein Kasten ist es, reich bemalt
 Mit prächt'gen Farben, gold-lackirt.
 Das Wappen eines Edlen strahlet
 Von beiden Seiten, reich verziert.

Mit Würde thront auf hohem Sitze
 Ein Diener, der die Rosse hält;
 Dem ungeübten Bauernwize
 Scheint er ein mächt'ger Fürst der Welt.

Indessen traten aus dem Hause
 Des Geigers Massi stumm hervor
 Ein fremder Herr in weißer Krause,
 Die steif emporsteht bis an's Ohr;

Dann Massi selbst und ihm zu Seite
 Sein Weib, zuletzt Geronimo.
 Dem geben jetzt sie das Geleite.
 Er scheidet; denn man will es so. —

„Wer will es?“ fragt der gute Knabe;
 Doch Niemand giebt ihm d'rauf Bescheid.
 „Ach! daß ich keinen Vater habe!“
 Klagt er in ahnungsvollem Leid.

Und als er nun die Spielgesellen,
 Des Dorfes muntre Jugend schaut,
 Da macht der Gram das Herz ihm schwellen
 Und seine Wange wird bethaut.

Er ruft: „Man führt mich fort, Genossen,
Nicht länger eint uns frohes Spiel.
Der letzte Bolzen ist verschossen;
Noch gestern traf ich scharf in's Ziel.
„Nicht länger seid ihr meine Krieger,
Nicht länger bin der Hauptmann ich.
Mich kränzt kein Eichen mehr als Sieger; —
Lebt wohl, ihr Guten! denkt an mich.“ —



Als solches die Genossen hören,
Umdrängen sie in dichter Schaar
Den Liebling aller; sie beschwören
Ihn unter Thränen: „Ist es wahr?“
„Und trägt dich fort der goldne Wagen?
Ach! bleibe hier! O! nimm uns mit!

Wie auch die wilden Rosse jagen,
Wir laufen nach, wir halten Schritt.“ —

Da unter Thränen wirft der Knabe,
Zurück das blondgelockte Haupt
Und ruft: „Wenn einst ich alles habe,
Was jetzt zu denken kaum erlaubt,

Dann, Freunde, will ich wiederkehren,
Nicht mehr mit kind'scher Pfeile Tand;
Ihr folgt mir dann, will's Gott, in Ehren —
Ietzt fort, lebt wohl, drückt mir die Hand.“

Wie seine blauen Augen funkeln,
Als diesen Scheidegruß er spricht!
So geht am Horizont, dem dunkeln,
Empor Orions stolzes Licht. —

Nun sind getauscht die letzten Klöße;
Im Wagen sitzt der Knabe still
Und fühlt, daß man gehorchen müsse,
Wenn später man gebieten will.

Fort fliegt der Wagen; traurig stehen
Des Dorfs Bewohner lang', und sehn
Ein Wölkchen Staub im Wind verwehen,
Wo Erd und Luft zusammengehn.

Am Abend aber flammt ein Feuer
Im Dorf, von Knaben angefacht;
Den Bogen, jedem sonst so theuer,
Hat jeder traurig hergebracht.

Die werthen Spielgeräthe brennen,
Weil der nicht mehr die Spiele lenkt,
Den jeder zögert jetzt zu nennen,
Den jeder doch allein jetzt denkt.

Frühlingspruch.

Von

Robert Reinick.*)



Was macht doch vor allem den Frühling so
schön? — —
Daß er Keime und Blüten neu läßt erstehn,
Die hoffend der Sonne entgegensehn;
Daß jeglicher Tag an Dauer gewinnt,
Und jegliche Nacht stets kürzer entrinnt;

Daß Hoffnung und Liebe ihn stets umschweben
Und die Menschenseele zum Himmel erheben,
Und wenn gleich Wolken die Sonne umziehen,
Die Blumen darnach nur lichter erblühen. —
Der Frühling da draußen zieht schnell dahin;
Bewahre ihn treulich in Herz und Sinn!

*) Das bisher ungedruckte Gedicht des theuren Sängers, die kleine anmutige Reliquie, danken wir, wie manche frühere Gabe, der freundlichen Gesinnung, welche die Gattin Robert Reinick's der „Deutschen Jugend“ dauernd bewährt.
Der Herausgeber.

Des Großvaters Geige.

Erzählung von

M. Kieser.

Mit einer Originalzeichnung von Eugen Klimsch.



Es ging heut recht fröhlich zu in der Familie des Amtsrichters. Alfred und Ernst, Knaben von sechs und sieben Jahren, hatten Schulferien und es war zweiter Pfingstfeiertag. Außerdem war Tante Mathilde als Gast für die ganze Festzeit gekommen, die gute Tante. Sie verzog ihre beiden Nissen bei solchen Besuchen mehr als gerade wünschenswerth war. Das „Erziehen“ überließ sie gern ihrer Schwester, der Mutter der beiden Knaben, obgleich sie selbst eigentlich Erzieherin von Beruf war. Die Kinder hingen mit großer Liebe an der Tante.

Es war also zweiter Pfingstfeiertag, obwohl leider kein sonniger. An ein Hinausgehen in die Frühlingsnatur war nicht zu denken; doch störte das trübe Wetter die fröhliche Stimmung der Familie keineswegs. Nachdem man allerlei muntre Spiele mit den Knaben vorgenommen, schlug Tante Mathilde vor, einige allbeliebte Lieder zu singen. Die Knaben erhielten zwar in ihren Schulklassen noch keinen Gesangunterricht, aber die liebe Mutter hatte manches Mal zu Hause mit ihnen gesungen, und sie sollten nun der Tante eine Probe ihrer Leistungen ablegen. — Zuerst sang der ganze Kreis zusammen. Alfred, der ältere der beiden Brüder, mit seinem ehrlichen guten Willen, stimmte kräftig mit ein; — aber die Töne gingen immer tiefer als sie sollten, als wollte er eigentlich die zweite Stimme singen, die nur leider nicht in Harmonie stand zu der eigentlichen Melodie. Doch wollte man sein Vergnügen durch Ausschluß von dem Chorgesang nicht stören.

Nun schlug Tante Mathilde vor, jeder Knabe sollte einmal allein singen und der kleine Wildfang Ernst sollte den Anfang machen. Mit silberheller Stimme sang er das Jägerlied: „Mit dem Pfeil, dem Bogen“, und so rein und richtig, daß die Tante, als er damit zu Ende war, ihn voll Freude umarmte und ausrief: „Bravo! Du wirst einmal des Großvaters Geige spielen können!“ Sie sah nicht, daß Alfred bei diesen Worten traurig bei Seite schlich und mit den Thränen kämpfte. Die Mutter aber hatte es wohl bemerkt. Sie beobachtete ihn zu-

erst von weitem und ging ihm dann in seinen Versteck nach.

Des Großvaters Geige war ein theures Erbstück. Der liebe Großvater war längst heimgegangen und hatte nicht mehr die Freude erlebt, seine Enkel zu sehen; aber diese wußten durch die Erzählungen der Mutter und der Tanten so viel Liebes von ihm, daß es ihnen war, als hätten sie ihn selbst sehr wohl gekannt.

Die Geige, von der Tante Mathilde gesprochen, war dem Großvater sehr theuer gewesen. Es war eine ächte Amati-Geige aus Cremona. Die Mutter hatte manchmal Alfred durch die Schalllöcher hineinschauen und den Namen sammt der Jahreszahl 1602 darin lesen lassen. — Der Großvater war nicht wohlhabend genug gewesen, sich ein so kostbares Instrument selbst zu kaufen; er hatte dasselbe einmal als Andenken von einem sehr lieben Freunde zum Geschenk erhalten.

Wie viele Erinnerungen knüpften sich für Alfreds und Ernsts Mutter und Tanten an diese Geige; wie oft hatten sie den Knaben von all diesen Dingen und Begehnissen aus ihrer Jugend erzählt!

Als sie selbst noch kleine Mädchen waren, kamen öfters des Abends gute Freunde zu ihrem Vater, um mit ihm Quartett zu spielen. Es kam dann den Kindern immer so feierlich vor, wenn die Mutter die vier Notenpulte aufstellte, die Lichter zurechtmachte und anzündete. Und wenn dann die Herren ihre Instrumente stimmten, der Vater mit dem Bogen den Takt angab, und dann alle vier so ernst und mit so wichtig feierlicher Miene die Instrumente in Bewegung setzten, dann saßen die Kinder mäuschenstill in den Ecken und hörten andächtig zu, so lange es ihnen nur erlaubt wurde. Und wenn sie zu Bett geschickt wurden, dann klang die Musik noch leise hinüber in ihr Schlafzimmer und bis in ihre Träume hinein.

Aber des Vaters Geige tönte auch oft allein in der Dämmerstunde, ohne Begleitung, und dann entstieg ihr oft so liebliche Melodien, die den Töchtern noch im späteren Leben in Ohr und Herzen nachklangen. — Manchmal ließ der Vater auch wohl die Töchter das nachsingen, was er ihnen vorgeigte, und öfter, wenn sie ihn recht darum baten, spielte er

ihnen wohl auch einen Walzer, nach dem sie dann fröhlich im Zimmer umhertanzten. In späteren Jahren hatten die Mädchen das Clavierspielen gelernt, und als sie die nöthige Ausbildung darin erlangt, durften sie mit dem Vater Duetten spielen und erheiterten ihm damit so manche Stunde seines Alters. Wenn er dann nach einer solchen musikalischen Abendunterhaltung die Violine so sorglich wieder in den Kasten legte, dann neckten ihn wohl die Töchter und sagten, die Geige sei doch eigentlich sein Lieblingskind.

Die eine hatte ihm auch eine schöne Decke von weicher Seide gearbeitet, in die das liebe Instrument stets eingehüllt wurde wie ein Kindchen in seine Wiegendecke.

Nun aber war das Vaterhaus den Töchtern schon lange verloren. Zuerst war die Mutter heimgegangen, und als der Vater ihr nach einigen Jahren folgte, da hatte das glückliche Familienleben ein Ende. An irdischen Gütern konnte der Vater seinen Töchtern nichts hinterlassen; aber eine gute Erziehung hatte er ihnen gegeben, damit sie sich ehrenvoll durch's Leben helfen konnten. Zuerst kamen zwar manche drückende Sorgen. Als die Haushaltung sich auflösen und die Schwestern hier- und dorthin auseinander gehen mußten, da hatte Vieles verkauft werden müssen, auch der Flügel, durch den sie dem alten Vater und sich selbst früher so vielen Genuß bereitet. Man schlug ihnen auch vor, die kostbare Geige zu verkaufen, die sie ja doch selbst nicht brauchen konnten, und die Schwestern dachten wohl auch, daß der Vorschlag recht verständig wäre. Sie erwiederten auch, sie wollten auf eine günstige Gelegenheit warten; aber diese Gelegenheit bot sich nie. Das kam daher, daß sie eine solche Gelegenheit niemals ernstlich suchten, weil sie es nicht über das Herz bringen konnten, das theure Erbstück zu veräußern.

Später hatte sich die jüngste der Schwestern verheirathet, und als Gott ihr dann ein Söhnchen schenkte und die Tanten das kleine Wesen zuerst begrüßten, wie es in seiner Wiege lag und die Finger ausspreizte, da sagten sie: „Der Kleine wird gewiß des Großvaters Geige spielen lernen.“

Ein Jahr später bekam der kleine Alfred, denn dieser war das Bübchen, noch ein Brüderchen. Wie die Knaben heranwuchsen, da wurde dem ältesten oft von der Mutter die Violine aus dem Kasten geholt und gezeigt, und dabei sagte sie ihm dann: „Siehst du wohl, die wird einmal dir gehören.“ — Als er einige Jahre alt geworden war, kaufte ihm die Mutter eine billige Geige, auf der er, oft zum Entsetzen der Eltern, nach Herzenslust herumkrachte. Er hatte einmal gesehen, wie ein Herr den Violinen-

bogen mit Colophonium bestrich, und bat eines Tages die Mutter, sie solle seinen Bogen einseifen. Diese verstand Anfangs nicht was er damit meine, bis der Kleine ihr durch seine Beschreibung klar machte, wie solch „Einseifen“ gemeint sei.

Der kleine Ernst hatte einmal auf vieles Bitten des älteren Bruders Geige geborgt erhalten. Mit leuchtenden Augen hatte er den Bogen angefaßt und einige Minuten darauf herumgestrichen, indem er dazu sang. Aber zur Verwunderung der Mutter hatte er das kleine Instrument sehr bald mißmüthig zur Seite geworfen. „Die spielt nicht so wie ich singe!“ sagte er höchst ärgerlich, und wunderte sich nicht wenig, als die Mutter trotz seines nicht grade artigen Gebahrens ihn voller Freude umarmte. Er konnte freilich nicht verstehen, daß sein Aerger über die Mißtöne, die sein Geigen hervorbrachte, der Mutter ein Zeichen seines erwachenden musikalischen Gehörs war.

Seit die Kinder zur Schule gingen, war zuweilen von ernstlichem Musikunterricht die Rede; aber es gab für die an freies Umherspringen gewöhnten kleinen Burschen außer den langen Schulstunden so viele Schularbeiten, daß die Mutter es vorläufig bei dem gelegentlichen Singen kleiner Lieder bewenden ließ und die regelmäßigen Clavierstunden, die sie ihnen selbst ertheilen wollte, einstweilen noch hinauschoß. Auf des Großvaters Geige spielen zu lernen, das war einer noch späteren Zeit vorbehalten.

Der kleine Alfred also war an jenem Pfingstfeiertage, an welchem wir im Anfang unserer Erzählung die Familie fröhlich versammelt fanden, bei dem von der Tante unbedacht gesprochenen Worte traurig fortgeschlichen, und die Mutter, die ihres Sohnes Kummer errieth, war ihm gefolgt.

„Warum weinst du, Alfred?“ fragte sie ihn. Die Antwort blieb lange aus. Zuletzt, als die Mutter liebevoll fragte: „Nicht wahr? du denkst: des Großvaters Geige willst du einmal besitzen und spielen?“ — da gestand er es ein und meinte: „Ich bin doch der älteste, und du hast mir es immer so versprochen.“ Das bestätigte denn auch die gute Mutter.

Der kleine Kummer war bald vergessen und Alfred sah wieder zu dem Violinenkasten dort oben auf dem Schranke mit der frohen Sicherheit hinauf, daß dies köstliche Erbstück ihm gehöre.

Zwei Jahre waren dahingegangen. Die Kinder hatten sich brav in der Schule gehalten und waren zu Hause die Freude der Eltern. Wie alle Knaben, fochten sie zwar mit einander manchen kleinen Zwist

gar kräftig aus; aber sie waren immer schnell wieder versöhnt und liebten einander zärtlich.

Da bestimmte der Vater, die Knaben sollten einige Jahre einem Erziehungs-Institut anvertraut werden, in dem er selbst einen Theil seiner Ausbildung empfangen und zu dessen Leitung er ein besonderes Zutrauen gewonnen hatte. Mit Alfred sollte der Anfang gemacht werden, damit die Mutter, welche schon mit recht schwerem Herzen in diesen Erziehungsplan gewilligt hatte, sich nicht von beiden Söhnen zugleich trennen müsse.

Die Pensionsanstalt war weit von dem Wohnort der Eltern entfernt, und es war nicht möglich, Alfred für jede Ferienzeit nach Hause kommen zu lassen. Auch hatte der Vater seine eigenen Ansichten über diesen Punkt, und meinte, Knaben müßten sich an längere Trennungen vom Elternhause gewöhnen.

Unserm Alfred wurde dieses Zurückbleiben in der Pension bei seiner zurückhaltenden, weniger geselligen Natur nicht leicht, und oft hatte er recht schwer mit dem Heimweh zu kämpfen. In seinen Briefen sprach er allerdings nie davon; aber die Mutter verstand vieles auch zwischen den Zeilen zu lesen, was nicht grade mit Worten niedergeschrieben war.

Nach einem Jahre aber kam endlich der liebe Junge zu den großen Ferien nach Hause und brachte eine vortreffliche Censur mit. Vater, Mutter und Bruder wetteiferten nun mit einander, ihm Freude zu machen, so daß Alfred meinte, so schön wie zu Hause könne es doch nirgends in der ganzen Welt sein.

Die erneute Trennung nach Ablauf der Ferien wurde ihm dadurch etwas erleichtert, daß nun auch Ernst mit ihm ging. Dieser kleine Schelm freute sich hingegen herzlich, nun auch in die weite Welt hinausgehen zu können. Es dauerte auch nicht lange, so war Ernst mit allen Knaben der Schule im besten Einvernehmen, mit allen Lehrern auf vertrautem Fuße und so ziemlich der Liebling der Familie des Directors, in dessen Hause er mit dem Bruder in Pension war. Von Heimweh war bei ihm keine Rede, wenn er auch viel an das Elternhaus dachte und über jeden Brief von dort in hellen Jubel ausbrach.

Das Jahr verging den Knaben recht schnell, und schon gingen sie an, die Wochen und Tage bis zum Anfange der Ferien zu zählen, als ein Brief vom Vater ankam, der diese Freude bei dem einen der Knaben in etwas dämpfte und bei dem anderen in Kummer verwandelte. Der Vater hatte in dem letzten Jahre manche unvorhergesehene Ausgaben und Ver-

luste gehabt, und meinte nun, es sei verständiger, nicht das doppelte Reisegeld für die Knaben auszugeben, sondern nur den jüngeren heim kommen zu lassen, da ja Alfred schon einmal die Ferien zu Hause verlebt habe.

Ernst trauerte zwar zuerst recht darüber, daß er ohne den Bruder reisen sollte, aber bald verwischte bei ihm die Freude auf die Heimathreise den Kummer und er sprach mit den andern Knaben, welche fast alle zu den Ferien nach Hause gingen, täglich von nichts anderem als von den bevorstehenden Ferienfreuden.

Alfred hatte die Nachricht anscheinend sehr ruhig aufgenommen und zu Niemandem eine Klage ausgesprochen. Wie sehr er innerlich litt, das konnte der aufmerksame Beobachter nur an dem barscheren und fast unfreundlichen Ton bemerken, den er nun zuweilen gegen seine Kameraden anschlug. Aber des Nachts zog er die Decke über den Kopf, damit Niemand sehen und hören möge, wenn er darunter heimlich weinte und schluchzte, als solle ihm sein kleines Herz brechen. Nicht einmal in seinen Briefen an die Mutter sprach er seinen Kummer aus. Die aber wußte darum doch, wie ihm zu Muth war.

Es war der Tag vor der Abreise der Knaben. Ernst lief fröhlich singend durch das weite Haus und machte geschäftig seine Vorbereitungen. Bei dem Gedanken, morgen abreisen und nach Hause kommen zu können, zu Vater und Mutter, vergaß er fast den Kummer des Bruders und die Trennung von diesem, wie lieb er ihn auch hatte. —

Es wurde in der Pension zu Tische geläutet, und dieser Glockenton wurde niemals von einem der Schüler überhört. Heute, zum ersten Male als die Suppe aufgetragen wurde, war ein leerer Platz an der Tafel zu sehen. Alfred fehlte. Man rief nach ihm; er erschien nicht. Ernst wurde abgeschickt ihn zu suchen. Er lief in das Schlafzimmer hinauf, dann in die Schulstube — durch das ganze Haus; — Alfred war nicht zu finden. Die Aufwärterin erinnerte sich, ihn vor einer Stunde mit anderen Knaben im Garten gesehen zu haben. Dahin lief nun Ernst. Er rief. Umsonst; er erhielt keine Antwort.

Der Garten war nicht allzugroß und daher leicht zu übersehen. Es war Niemand in ihm zu bemerken. Schon wollte Ernst zum Hause zurückkehren, als etwas wie ein unterdrückter menschlicher Laut aus einer Ecke des Gartens an sein Ohr drang. Er lief dem Tone nach. Da, hinter der Laube, gegen den Gartenzaun gedrückt, kauerte Alfred, ganz in sich zusammengezogen, den Kopf in die Hände

verborgen. Als Ernst näher kam, hörte er ein mühsam unterdrücktes, krampfhaftes Schluchzen.

„Alfred!“ rief er voll Theilnahme und kniete bei dem Bruder nieder.

Dieser wandte sich halb in Scham, halb in Aerger ab und steckte den Kopf mit den ihn bergenden Händen noch tiefer in den Winkel hinein, indem er mit dem Ellenbogen den Bruder unsanft zurückstieß. Dieser aber sah nur den Jammer des Bruders und nicht seine Unfreundlichkeit.

„Alfred, lieber Alfred! bist du so traurig?“ rief Ernst und versuchte ihm die Hände vom Gesicht zu ziehen. Diesem Tone des Mitgeföhls widerstand der betrübte Knabe nicht länger. Er schlang die Arme um den Bruder und beide weinten nun um die Wette.



Endlich richtete Alfred sich auf. — „Sage den andern nicht, daß ich geweint habe,“ sprach er gefasster.

„Aber du mußt doch zum Essen kommen,“ erwiderte Ernst, bei dem trotz seiner Mitleidsthränen der gute Appetit sich wieder lebhaft regte.

„Ich kann keinen Bissen essen!“ versetzte Alfred.

Das war für Ernst das Zeichen eines Schmerzes, der über sein Verständniß hinausging. Er versuchte noch einmal seine Ueberredungskunst, aber vergeblich.

„Geh' in unser Schlafzimmer; ich bringe dir etwas zum Essen,“ sagte er endlich und nahm den noch immer halb widerstrebenden Bruder bei der Hand, ihn mit sich in's Haus ziehend.

Er selbst ging zum Eßsaal zurück und flüsterte der Frau Directorin, die den kleinen lustigen Burschen besonders lieb hatte, die Bitte in's Ohr, daß

er dem Bruder das Essen heute in das Schlafzimmer bringen dürfe.

Heut, da die Ferien eigentlich schon begonnen hatten, wollte es die Frau Directorin, die den Stand der Dinge errieth, mit der Hausordnung nicht allzu genau nehmen und gewährte die Bitte. Bald kam Ernst wieder zurück und machte nun dem Mittagessen trotz der für ihn verkürzten Dauer desselben noch alle Ehre.

Während die andern Knaben nach der Mahlzeit hinausprangen in Hof und Garten, oder zu ihren Reisevorbereitungen zurückkehrten, klopfte Ernst an das Studirzimmer des Directors, das sonst von den Knaben selten betreten wurde. Auf das verwundert und etwas barsch klingende „Herein!“ öffnete der Knabe mit ein wenig Herzklopfen die Thür, ging

aber dann stramm und ohne Zögern auf den im Lehnstuhl sitzenden alten Herrn zu und sagte:

„Herr Director, ich möchte, daß Alfred nach Hause reist. Ich will dafür in den Ferien hier bleiben.“

Erstaunt blickte der gelehrte Herr durch seine Brille auf das blühende Kinder Gesicht, in welchem die Lippen etwas zuckten, indeß die Augen offen und mit entschlossenem Ausdruck aufblickten.

„Warum willst du das?“ fragte er nach einer ziemlich langen gedankenvollen Pause.

„Alfred ist so traurig,“ war die Antwort, „daß er nicht einmal hat essen können.“

Ein Lächeln zuckte flüchtig über des Directors wohlwollende Züge, und nach kurzem Schweigen sagte er:

„Was werden aber dein Vater und deine Mutter dazu sagen?“

Der Kleine schluckte, als hätte er etwas in der Kehle, und in seinen Augen glänzte etwas Feuchtes; er sagte aber fest:

„Die Eltern haben uns beide lieb und werden sich eben so sehr freuen, wenn Alfred statt meiner kommt.“

„Was sagt denn aber dein Bruder selbst dazu?“ fragte der Director freundlich aber ernst weiter.

„Er weiß noch gar nichts davon,“ war die Antwort. „Wenn ich es ihm sage, wird er freilich nicht reisen wollen; wenn Sie es ihm aber befehlen, muß er doch gehorchen.“

Der Director legte mit freundlichem Lächeln die Hand auf des Knaben Scheitel und sagte nach kurzem Ueberlegen:

„Geh' jetzt, mein Sohn, und sage noch Niemandem etwas von deiner Bitte. Ich werde dich später rufen lassen.“

Ernst gehorchte und lehrte zu seinem Bruder zurück, der jetzt ruhiger geworden war und sich sogar bereden ließ, an den Spielen der Knaben ein wenig theilzunehmen.

Der Director war von Ernstens Anerbieten mehr gerührt, als er ihm zeigen wollte. Er besprach die Sache mit seiner Frau und kam zu dem Entschluß, da keine Zeit mehr übrig war, die Einwilligung der Eltern für dieses veränderte Arrangement zuholen, auf seine eigene Verantwortung dem Vorschlag des Kleinen zu folgen. Da Ernst bei aller Liebenswürdigkeit doch einen gewissen harmlosen Egoismus in seinem Wesen zeigte, erschien es seinem Erzieher wichtig, diesen Zug von Selbstverleugnung nicht zu unterdrücken, sondern sein so freiwillig dargebrachtes Opfer auch anzunehmen. In einem ausführlichen Briefe legte er alles, was sich zugetragen, sowie die Gründe seiner Handlungsweise den Eltern dar und schickte diesen Brief sogleich ab, damit die Eltern vor der Ankunft ihres Sohnes von der Sachlage unterrichtet wären. Dann ließ er die beiden Knaben zu sich rufen.

„Alfred,“ sagte er kurz, „dein Bruder will in den Ferien bei uns bleiben. Dafür sollst du nach Hause reisen. Das steht nun fest, und wenn du es auch nicht wolltest, es ließe sich nicht mehr ändern; Punctum.“

Damit schob er die Knaben wieder zur Thür hinaus, strich aber dabei mit einem besonders freundlichen Nicken dem kleinen Ernst über die blonden Haare.

Alfred war zuerst wie betäubt und als hätte er

nicht recht gehört. Als aber Ernst ihm die wunderbare Nachricht bestätigte, da umarmte er den Bruder so fest, als könnte er ihn nie wieder loslassen.

Ernst hielt sich sehr wacker. Das Bewußtsein, dem Bruder einen wahren Liebesdienst zu leisten, machte ihn für den Augenblick recht glücklich; die erneute Arbeit des Packens beschäftigte Kopf und Hände; und als am andern Morgen die Knaben der Pension abfahren, da bewiesen die Frau Directorin und die erwachsene Tochter derselben dem Kleinen so viel Liebe und Freundlichkeit, daß er noch nicht recht zum Bewußtsein dessen kam, was er eigentlich aufgegeben hatte. Aber wie ein Tag nach dem andern hinging, es so viel stiller war in den sonst so belebten Räumen des weiten Hauses, da fing er an zu merken, wie schwer doch das Opfer wog, das er gebracht hatte. Doch ließ er sich diese Empfindung kaum anmerken und trug sein selbstgeschaffnes Loos ganz tapfer.

Da — fast eine Woche war vergangen — rief die Tochter des Directors ihn in das Wohnzimmer, mit dem Bemerkten, eine Dame sei da, die nach ihm frage. Neugierig folgte er dem Rufe. — Und siehe da! Tante Mathilde war es, die nun verwundert und fast erschrocken rief: „Du, Ernst, hier?“

Dieser stürzte sich in ihre Arme, aber in diesem Moment kam das Bild von Vater, Mutter und Bruder und von der ganzen lieben Heimath so überwältigend über ihn, daß er plötzlich in ein lautes Schluchzen ausbrach.

Die Tante wußte, daß nur der jüngste ihrer Nefen die Erlaubniß zur Heimreise erhalten hatte, und da sie auf dem Rückwege von einer Bergtour hier in der Nähe vorüberkam, wollte sie den einsamen Alfred, den sie hier zu finden glaubte, aufsuchen, um ihn zu trösten. Bei dem Anblick des kleinen Ernst erschraf sie daher anfangs ein wenig und meinte, er habe wegen irgend eines Vergehens zur Strafe hierbleiben müssen. Ihre Befürchtung wurde durch die Thränen des Knaben bestätigt. Als sie aber dann erfuhr, wie die ganze Sache sich zugetragen, da wurde ihr Herz auf das freudigste gerührt. Sie freute sich nun der regnerisch gewordenen Witterung, welche sie genöthigt hatte ihre Gebirgsreise abzukürzen. Nun hatte sie ja das ersparte Reisegeld noch übrig, das sie dem kleinen Liebling jetzt widmen konnte, damit er dem Bruder in die Heimath nachreisen könne. Der Musiklehrer der Anstalt, bei dem Ernst mit seiner klaren Stimme und seinem guten Gehör in hoher Gunst stand, reiste gerade desselben Weges. Seinem Schutze wurde nun der Kleine anvertraut, und zwei Tage später war er schon in den Armen der Seinigen.

Es ist nicht schwer, sich die Freude der Eltern und Kinder vorzustellen, als der Kleine glücklich das Elternhaus betrat. Es war ja allen sauer genug geworden den kleinen Liebling zu missen. Der Jubel des Wiedersehens war nach dem vorangegangenen Kummer doppelt lebhaft. Der freundliche Lehrer, welcher den Knaben mitgebracht hatte, wurde aufgefordert, den Abend in der Familie zuzubringen, der nach schnellen Vorbereitungen recht festlich begangen wurde.

Alfred hatte eben mit der Mutter mehrmals sehr geheimnißvoll geflüstert. Nach dem Abendessen lief er hinaus und kam bald darauf mit strahlenden Augen zurück; hinter seinem Rücken hielt er etwas versteckt. Als er aber vor Ernst stand, brachte er den geheimnißvollen Gegenstand hervor.

„Da, Ernst,“ sagte er, „da ist des Großvaters Geige. Ich schenke sie dir.“

Und wieder umarmten sich die Brüder wie damals, da Ernst das Liebesopfer gebracht, so innig, als könnten sie sich gar nicht wieder loslassen.

Der des Violinenspielles kundige Lehrer prüfte das kostbare Instrument, und wie die Töne desselben so rein und voll erklangen, da meinte die Mutter, sie höre in ihnen die Stimme ihres Vaters, der seine Enkel segnete.

Ernst hatte zu Ende der Ferien die Violine mitnehmen dürfen, um durch eben diesen trefflichen Musiklehrer den ersten Unterricht im Geigenspielen zu empfangen. Er übte fleißig und zeigte viel Talent, und nicht lange dauerte es, da erklangen seiner Mutter und seinen Tanten, wie einst in den Tagen ihrer Kindheit, die alten, lieben Melodien auf des Großvaters Geige.

Graf Wiprecht.

Ballade von

Julius Sturm.



Der Kaiser Heinrich saß beim Mahl,
Die Fürsten um ihn her,
Und lustig kreiste der Pokal,
Die Köpfe wurden schwer.

Da rief der Erzbischof von Mainz:
„Ein Sprüchlein ziert den Schmaus;
Stoßt an, ihr Herrn, und bringet eins
Dem kühnsten Helden aus!“

Da klang es wie aus einem Mund:
„Graf Wiprecht lebe hoch,
Denn auf dem weiten Erdenrund
Gib's keinen Kühnern noch!“

Der Kaiser aber sprach: „Ihr Herrn,
Nur nicht zu hoch hinaus!
Graf Wiprecht ist ein heller Stern,
Ihr macht die Sonne draus.“

Erst wenn ich seinen Muth erprobt,
Stimm' ich dem Spruche bei;
Auf, führt den Helden, den ihr lobt,
Geschwind mir zum Turnei.

Der Gegner sei von mir gestellt;
Gebt frei den starken Leun!
Ich will doch sehn, ob euer Held
Vor dem sich nicht wird scheun.“

Der Löwe liegt im Sonnenschein,
Sein Auge funkelt wild;
Graf Wiprecht tritt zum Hof herein
Und ahnt nicht, was es gilt.

Doch plötzlich brüllt der starke Leu
Und springt den Grafen an;
Der aber packt ihn ohne Schen
Und wirft ihn auf den Plan.

Und winselnd kriecht das Thier zurück;
Der Kaiser lacht vergnügt
Und lobt das wackre Heldenstück
Und gibt sich für besiegt.

Doch als der Graf den Handel hört,
Da sprüht sein Auge Blut;
Sein stolzes Herz pocht wild empört,
Und siedend wallt sein Blut.

Und vor den Kaiser tritt der Held
Und spricht: „Du lohnst mir schlecht,
Daß ich für dich auf blut'gem Feld
Gestritten im Gesecht.“

„Wenn ich im Löwenkampfe nicht siel,
Verdan! ich's meinem Muth;
Doch für ein fürstlich Launenspiel
Hält sich ein Mann zu gut.“

Ein grünes Felseneiland.

Von

A. F. Lauckhard.

Mit Original-Zeichnungen von Friedrich Pressler und Rudolf Schuster.



Die interessante kleine Insel Helgoland, von der wir eine Ansicht mittheilen, ist nichts als ein Sandsteinfelsen in der Nordsee mit einem Städtchen, einem Leuchtturm und einem Seebad. Helgoland liegt etwa sechs Meilen vor den Mündungen der Weser und Elbe. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Insel vordem mit dem Festland zusammenhing. Vom 9. bis 14. Jahrhundert riß das Meer große Stücke von Helgoland ab, das ehemals viel umfangreicher war. Jetzt hat es nicht mehr als eine Viertel-Quadratmeile Flächengehalt, und noch fortwährend wird der rothe Fels von den Meereswogen zernagt, so daß von Zeit zu Zeit Stücke vom Rand in die Fluthen stürzen. Freistehende Felskegel und zerrissene Felswände umragen das kleine Eiland. Man behauptet, daß in hundert Jahren nichts mehr von der Insel übrig sein wird.

Helgoland gehörte bis 1808 den Dänen. In diesem Jahre wurde es von den Engländern und Franzosen genommen und kam 1814 an England.

Nahen wir uns, vielleicht mit dem Dampfschiff von Hamburg aus, der Insel, um sie etwas genauer kennen zu lernen. —

Auf zwei Stunden Entfernung hebt sich das Eiland vor unsern Blicken aus der dunkelgrünen Meeresfläche empor. Aus der Ferne erblickt man zunächst

den Thurm der Kirche, den alten Feuerthurm und den Leuchtturm, welchen die Engländer erbaut haben. Dann erscheint der Fels, ziegelroth und rothbraun und — wenn wir näher kommen — mit weißgrünlichen Querstreifen bandartig durchzogen. Die Insel ist nach Nordosten am flachsten; im Südwesten aber steigt der Fels, fast senkrecht, 260 Fuß empor. Die Oberfläche ist mit Rasen vom frischesten Grün bedeckt, aber Bäume fehlen; diese kommen hier wegen der scharfen und heftigen Winde nicht auf.

Der Farben-Spruch der Insel lautet:

Grün ist das Land,
 Roth ist die Wand,
 Weiß ist der Strand:
 Das sind die Farben von Helgoland!

Aus der Nähe betrachtet, scheidet sich die Insel in zwei sehr verschiedene Theile: die Felseninsel und die Düne, oder das Ober- und Unterland. Letzteres ist vom Oberland durch einen zwanzig Fuß tiefen Canal getrennt. Verbunden sind aber die beiden Theile durch eine Treppe von hundertsechszwanzig Stufen, welche im Zickzack an den steilen Wänden emporführt. Diese Treppe, deren Stufen eiserne Bohlen haben, ist mit Klammern in den Felsen gefügt und trägt ein starkes Eisengeländer.

Wenn wir gelandet sind, unser Gepäck besorgt und ein Quartier gemiethet haben — am besten im Oberland, weil da die Aussicht am schönsten ist —, so werden wir die Behauptung wahr finden, daß die Seeluft Appetit macht, und die frischen Seefische, auch die Hummern, die hier gefangen werden, nebst den berühmten Helgoländer Kartoffeln uns vortrefflich munden lassen.

Nunmehr haben wir Zeit und Gelegenheit genug zu mancherlei Beobachtungen und Wahrnehmungen.

Die Aussicht auf das Meer ist unbeschreiblich schön. Diese ewig bewegte, ungeheure Fläche, furchtbar und gewaltig im Sturm, voll wechselnder reicher Farbenpracht bei ruhigem Wetter, bietet fortwährend den anziehendsten Anblick. In näherer und weiterer Ferne sieht man große und kleine Schiffe, welche vorüber ziehen, in der Nähe die anschwellenden, aus der Fläche empor wachsenden Wellenberge, die lärmende Brandung, das Auftauchen und Verschwinden neugieriger Seehunde, das Spiel stinker Delfine auf dem Wasser und die zierlich über die Wellen hinstreifenden Taucher und Möven — — man kann stundenlang dastehen und hinaus und hinab blicken und wird sich niemals satt sehen an dem großartigen, herrlichen Schauspiel, welches beständig wechselt und sich verändert.

Lohnend ist eine Wasserfahrt um die Insel herum. Man wählt entweder einen schönen hellen Nachmittag dazu, oder auch einen Abend, wenn Mondschein zu erwarten ist, oder endlich eine abendliche Zeit, wo der Himmel ganz bedeckt ist. Dann werden die Schluchten und Höhlen der Felsen entweder durch angezündete Theertonnen, oder durch Kunstfeuerwerk beleuchtet.

Zur Ebbezeit kann man auch eine Fußwanderung um den Felsen machen. Dann ist es aber rathsam, ein begleitendes Boot in der Nähe zu haben, für den Fall, daß man sich irgendwie verläumt oder aufhält, ohne die rückkehrende Fluth rechtzeitig zu beachten.

Helgoland hat 2400 Einwohner, lutherische Friesen, welche deutsch reden. Sie treiben Fischerei, Handel und Lootsendienst und stehen unter einem englischen Gouverneur, der eine kleine Besatzung hält. Steuern zahlen die Helgoländer nicht an England; auch verwalten sie ihr Gemeinde- und Polizeiwesen selbst. Ihr Rath besteht aus sechs Mitgliedern.

Die Helgoländer lieben, wie alle mit der See in nächster Beziehung stehenden Völker, die hellen und bunten Farben. Zimmerdecken und Fensterbänke

liebt man hellgrün anzustreichen, die Fensterrahmen blau oder gelb. Die Fußböden sind blank geschleuert, oder braun oder grün mit Oelfarbe angestrichen, die Wände der Zimmer hier und da, auf holländische Art, mit glafirten Fliesen bekleidet. Reinlichkeit in den Wohnräumen ist ein hervorstechender Zug dieser Inselbewohner; man wird in Bezug hierauf häufig an Holland erinnert.

Die Geschicklichkeit und der Muth der Helgoländer Lootsen sind berühmt. Die Lootsen, welche die Mehrzahl der Bewohner ausmachen, bilden eine Gesellschaft, welche eine gemeinsame Kasse haben. Aller Verdienst für Ueberfahrten an den Strand zum Baden, für Spazierfahrten um die Insel, für Hilfe und Dienstleistung bei Gefahren auf der See, sogar der Gewinn bei Fisch- und Hummerfang fließt in diese Kasse und wird vertheilt.

Vor alter Zeit mögen die Helgoländer wohl Seeräuber gewesen sein, wie die Normannen. Jetzt sind es biedere, redliche Männer, kühn und ausdauernd, in wiederkehrenden Gefahren erprobt und abgehärtet, denen ihre Pflichten als Lootsen durch die Reihenfolge oder durch das Loos zugetheilt und auferlegt werden. Beispiele von Unentschlossenheit, Zaghaftigkeit oder Feigheit kommen nicht vor.

Die Helgoländer leben in den glücklichsten Familienverhältnissen. Die Frauen gelten für ebenso schön als achtungswerth.

Auf unserm Bilde von Friedrich Preller sehen wir solch ein sonnenverbranntes Seemannsgesicht vor seiner Hütte. Er hält seinen Jüngsten auf den Knien, welcher in das weite Meer hinaus sieht und ein Fähnchen emporhält. Hinter ihrem Rücken sieht die Mutter den beiden stillvergnügt zu, und wir haben unsre Freude an allen dreien. —

Die Tracht der Lootsen ist eine kurze Seemannsjacke von bunt gestreiftem Zeug (blau und weiß) mit großen Knöpfen, ein Hut wie der hier abgebildete, schwarze Beinkleider von weichem Leder, und Wasserstiefeln, deren Schäfte bis über die Kniee reichen.

Bei den Frauen und Mädchen fängt die ursprüngliche Landestracht allmählich zu schwinden an. Diese besteht in einem Leibchen und einer Schürze von schwarzer Farbe und einem lichtrothen Tuchrock mit grünem Saum. Die schwarze Wetterhaube faßt nach vorn das Gesicht sehr kleidsam ein und deckt den Nacken mit einem herabfallenden breiten Tuche.

Die Frauen und Mädchen helfen den Männern in ihrer schweren Lebensarbeit mit Fleiß und Treue, indem sie nicht allein die Hausarbeit besorgen, sondern auch den Acker und Garten bestellen und allerlei Lasten die steile Höhe der Insel hinauf tragen.

Die Männer, wenn sie nicht auf dem Fischfang oder Lootsdienste sind, ruhen sich in Behagen aus. Sie leben ein friedliches, rechtschaffenes Dasein.

Friedrich Preller, der große Meister der Odysseelandschaften, von dem auch wir euch schon manches schöne und groß-

Friedrich Preller wurde den 25. April 1804 in Eisenach geboren und siedelte in früher Kindheit mit seiner Familie nach Weimar über. Als Knabe schon übte er sein früh erwachtes Talent an Szenen des Krieges, der damals bis in die Straßen von Weimar hereindrang. Sein Vater brachte ihn auf die Zeichenschule, die damals von dem sogenannten „Kunst-Meyer“ geleitet wurde, und welcher Goethe besondere



artige Bild vorgeführt haben, ist Ende April dieses Jahres verschieden. — Wir bewahren noch einige landschaftliche Blätter, die der verehrte Altmeister für unsre „Deutsche Jugend“ geschaffen hat, und werden unsern Lesern diese werthvollen Gaben in diesem und dem nächsten Bande mittheilen.

Gewiß wird es unsre jungen Freunde interessieren, etwas über den Lebensgang des großen Künstlers zu erfahren.

Theilnahme schenkte. Meyer, welcher eine einseitige Neigung für die griechische und römische Kunst hatte, hätte dem jungen Preller die Lust, ein Maler zu werden, beinahe verleidet, so daß er schon entschlossen war, einen anderen Lebensberuf, nämlich die Jägerei, zu erwählen. Glücklicherweise kam er von diesem Plane wieder zurück und erhielt auch bald die Mittel, an einem anderen Orte, wo viel des Bedeutenden für sein Streben zu

sehen und zu lernen war, sich weiter zu bilden. Er erwarb sich durch Zeichnungen für das damals berühmte, in Weimar erscheinende Bilderbuch von Bertuch die Mittel, um im Jahr 1820 nach Dresden gehen zu können, wo er seine Zeichenstudien in der Galerie mit solchem Eifer betrieb, daß er sich oft heimlich einschließen ließ, um in Sommertagen schon mit Sonnenaufgang seinen Studien obliegen zu können. Der folgende Winter, den er, mit reicher Ausbeute versehen, wieder in Weimar verlebte, brachte ihn zum ersten Male mit Goethe in Verbindung. Der junge Künstler mußte ihm für seine meteorologischen Untersuchungen Luft- und Wolkenstudien zeichnen und malen, und wurde vielleicht dadurch zu der vorzüglichen Behandlung dieser Gegenstände auf seinen späteren Gemälden hingeleitet und vorgebildet. Die beiden nächsten Sommer lebte Preller wieder in Dresden und studirte fleißig nach den Niederländern Knipsdael und Potter. Einige Copien nach diesen Meistern von Prellers Hand finden sich im Museum zu Weimar. Das erste selbständige Bild, welches Preller malte, war eine Eisfahrt, bei welcher er eine Menge von Portraits anbrachte. Der Großherzog Karl August wurde durch Goethe auf dieses Gemälde aufmerksam gemacht und nahm den jungen Künstler mit auf einer Reise nach den Niederlanden. In Antwerpen ließ er ihn bei van Bree, dem Director der Akademie, zurück. Zwei Jahre machte Preller hier seine Studien und erwarb einen Preis. Allein die niederländische Natur bot dem jungen Landschaftsmaler keine rechte Ausbeute; seine Phantasie hing an glänzenderen Bildern, und Italien wurde das Ziel seiner Sehnsucht. Karl August gab seinen Wünschen nach und bestimmte für seine Ausbildung die Akademie zu Mailand, wohin er über München, Salzburg und Venedig die Reise machte. Sein zweijähriger Aufenthalt in Mailand wurde ihm durch Krankheit und andere Widerwärtigkeiten verflümmert. Im Jahr 1827 gestattete der Großherzog Karl August eine weitere Studienzeit in Rom, wo Preller mit Cornelius, Reinhard, Thorwaldsen, Steinle, Overbeck und Koch bekannt wurde. Dem letztgenannten schloß er sich am engsten an, und dessen väterliche Freundschaft und Belehrung wurde für seine Ausbildung von Bedeutung. Nach dreijährigem Aufenthalte in Rom kehrte er in die Heimath zurück. Den Großherzog Karl August fand er nicht mehr unter den Lebenden, und bald darauf geleitete er auch Goethe mit zu Grabe, nachdem er als der Einzige die Erlaubniß erhalten hatte, den Dichter auf seinem Todtenbette zu zeichnen. Diese Umrißzeichnung ist unter anderm dem Briefwechsel der Bettina beigegeben. — Preller erhielt nun eine Professur an der freien Zeichenschule in Weimar.

Goethe beurtheilte den angehenden Künstler treffend, indem er von ihm sagte (1826, als Preller sich zur Reise nach Italien anstaltete): „Preller ist ein bedeutendes Talent und

mir ist für ihn nicht bange. Er erscheint mir übrigens von sehr ernstem Charakter, und ich bin fast gewiß, daß er sich eher zu Poussin als zu Claude Lorrain neigen wird. Ich bin gewiß, daß Preller einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heiteren, Amuthigen und Lieblichen gleich glücklich sein werde, ist eine andre Frage, und deßhalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders an's Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der Richtung seines Naturells liegt.“

Die Frage, ob Preller auch das Heitere und Amuthige darstellen könne, darf man jetzt getrost mit „ja“ beantworten. Einige seiner Wandgemälde aus der Odysee, Aquarelle und Anderes sind von unnachahmlicher Amuth und der freudigsten Lebensstimmung; gleichwohl führt er uns am liebsten in den Nebelkampf des höchsten Alpenlandes, wo nur der Lämmergeier haust, und an die umbrandeten Küsten der Nordsee, die Felsen von Norwegen oder in die Eindrücke sturndurchwühlter Wälder.*)

Zahlreiche Gemälde nordischer Natur von ihm, sind fast sämmtlich im Privatbesitz. Im Schlosse zu Weimar befinden sich eine Reihe thüringischer Landschaften und Bilder: die Wartburg, der Fürstenbrunnen bei Jena, eine Parforce-Jagd bei Ilmenau, eine Landschaft aus dem Lannröder Forst, die Liborius-Capelle bei Kreuzburg und der Einzug Karl Friedrichs mit seiner Gemahlin in das Schloß zu Weimar.

Zwei monumentale Werke Prellers sind: die Ausschmückung des Wielandzimmers im Schlosse zu Weimar, und Wandgemälde aus der Odysee im Härtelschen Hause in Leipzig.

Daran reihten sich meisterhaft ausgeführte Kohlen-Cartons, Aquarelle und Delgemälde, meist norwegische Natur behandelnd.

Am bekanntesten sind seine großartigen Darstellungen aus der Odysee, die großen Cartons im Museum zu Leipzig, und seine sechzehn herrlichen Wandbilder im Museum zu Weimar geworden, deren classische Ausführung Prellers Namen die weiteste Verbreitung verschaffte.

In der Loggia seines neuen Hauses (in der Allee nach Belvedere) zu Weimar hat er ein Künstlerleben dargestellt, — eine Bilderreihe, die unter dem Namen Genelli-Fries bekannt ist.

Das Vaterland verlor in ihm einen seiner edelsten und gewaltigsten Künstlergenien. —

Ihr, meine jungen Freunde, würdigt es dankbar, daß Männer von solcher Bedeutung einem Werke ihre Gaben darbringen, das ausschließlichs einer Veredlung und Bildung geweiht ist.

*) Einige derartige Originale des Meisters, Tyroler und Norwegische Landschaften, hat unser Jugendwert bereits veröffentlicht, und andre Blätter werden die nächsten Feste bringen.

Meine Laube. Von Georg Lang.



Sonne sprach: Am Hänschen dein
Künn' ich noch ein Pflänzchen pflügen!
Ich begieß' es obendrein!
Sprach der milde Maienregen.

Als ich ihren Wink verstand,
Pflanz' ich noch am selben Morgen

Eine Nebe in das Land,
Ließ dann Sonn' und Regen sorgen.

Und sie hielten tren ihr Wort:
Meine Nebe ward zur Laube;
Sommers sind' ich Schatten dort,
Und im Herbst die reife Traube.

Aus der Gothenzeit.

Von Felix Dahn.

V. Das Reich der Gothen in Italien. Theoderich der Große.

(Fortsetzung.)

Das Gebiet des Staates, welchen Theoderich nun nach dem Untergang Odoakars beherrschte, reichte weit über das Hauptland Italien hinaus.*)

In diesen weiten, an Schätzen der Kunst und Bildung reichen und üppigen Ländern Südeuropas herrschte nun Theoderich als freier König nicht nur seiner Gothen, sondern auch der römischen Bevölkerung — denn als „König von Italien“ war er alsbald nach dem Fall von Ravenna ausgerufen worden — zu ohnmächtigem Verdruss des falschen Kaisers von Byzanz, der nun durch seinen eigenen schlaunen Plan sich überlistet sah.

Allerdings war es gelungen, die niemals anerkannte Herrschaft Odoakars in Italien zu zerstören, aber an Odoakars Stelle trat nun Theoderich, nicht, wie der Kaiser für den Fall seines Sieges gehofft hatte, als abhängiger Statthalter des Kaisers, sondern als König, nicht nur seiner Gothen, auch der Italier und Provincialen. Zwar führte der Gothenkönig eine sehr ehrerbietige Sprache gegen Byzanz, und bei seiner hohen Bewunderung für den römischen Staat und seine Kultur ging es ihm wohl vom Herzen, wenn er schrieb, er betrachte seinen Staat nur als einen Theil des Römerreiches, wie

*) Es erstreckte sich gen Norden bis in und über die Alpen. Salzburg und Augsburg (Juvavium und Augusta Vindelicorum) hatten höchst wahrscheinlich ostgothische Besatzung; dagegen bis Regensburg (Reginum) drang die Macht Theoderichs gewiß nicht. Im Osten von Italien, auf der Ostküste des ionischen Meerbusens, gehörten die Landschaften Istrien, Liburnien, Dalmatien und an der Save (Savia), sowie ein Stück von Pannonien (Ungarn) dem Scepter des Amalers. Im Süden war die Insel Sicilien der äußerste gothische Besitz. Im Westen aber überschritten Theoderichs Feldherren, von den Franken, durch ungerechten Angriff auf die stammverwandten Westgothen, gezwungen, die kottischen oder See-Alpen, welche Italien von Frankreich trennen, und nahmen in siegendem Kampfe einen großen Theil von Südfrankreich in Besitz: das schöne Land zwischen den Flüssen Rhone (Rhodanus), Durance (Druentia) und dem Meer, mit den herrlichen Städten Marseille (Massilia), Arles (Arelatum) und Avignon (Avenio). Ja, weil der König der Westgothen, Theoderichs Enkel Amalarich, noch nicht waffenreif war, übernahm der Großvater als Vormund die Regierung auch des ganzen westgothischen Reiches, welches außer dem Rest von Südfrankreich (Septimanie mit Narbonne), die ganze pyrenäische Halbinsel, d. h. Spanien umfaßte.

er denn auch seine Gothen mit Schonung und Verehrung der klassischen römischen Bildung, Kunst und Wissenschaft zu erfüllen trachtete. Aber bei aller Höflichkeit der Worte wahrte Theoderich in seinen Thaten die vollste Selbständigkeit gegenüber Byzanz, ja, auch mit den Waffen trat er dem Kaiser erfolgreich entgegen, als dieser versuchte an der Ostmark des Gothenreiches, in Pannonien, seine Macht drohend zu erweitern.

Der große Gothenkönig war aber vor allem ein weiser Fürst des Friedens, und diese seine friedliebende, nur ungern und zögernd zu den Waffen greifende Gesinnung hat auch die deutsche Heldensage in „Dietrich von Bern“ geschildert, der erst auf vieles Drängen seines alten Waffenmeisters das Schwert zieht. Nur einmal führte Theoderich einen größern Krieg, nothgedrungen, und nachdem alle seine eifrigen Bemühungen, einen bitterbösen Nachbar in Ruhe zu erhalten, gescheitert waren. Dieser üble Nachbar war der Frankenkönig Chlodovech aus dem Geschlechte der Merowinger zu Paris, welcher erst mit allen Mitteln der Arglist und blutigen Gewalt die übrigen Frankenfürsten, meist seine Vettern, beseitigt hatte und nun mit der in seiner starken Faust versammelten fränkischen Macht alle seine Nachbarn bedrohte.

Theoderich hatte von Anfang die aus dem Frankenreich aufsteigenden Gefahren richtig erkannt, und die große Friedensstaatskunst, welche er eifrig verfolgte, war vor allem darauf gerichtet, die Fürsten der schwächeren Staaten der Germanen mit dem Ostgothenreich und so unter einander selbst durch Bande der Familie, der Verschwägerung, der Freundschaft zu verknüpfen. Unter seiner Oberleitung sollten alle diese Reiche wider die drohende, begehrlische Brandung fränkischer Gewalt einen festen Damm bilden. So hatte er die zahlreichen Frauen seines königlichen Hauses mit weiser Berechnung an die Fürsten der benachbarten Germanenstaaten vermählt.*)

*) Seine Tochter Amalafwintha an Eutharich, einen Amaler, der bisher bei den Westgothen in Spanien gelebt hatte. Da er keines Sohnes sich erfreute, wollte er wenigstens einem Sohne seiner Tochter dadurch die Nachfolge sichern, daß derselbe einen Amaler zum Vater hatte. Seine Schwester Amalafriba vermählte er mit Thrasamund, dem glänzenden König des Reiches der Vandalen in Afrika, welches stamm-

Er suchte auch mit dem Merowingischen König selbst in nahe Verbindung zu treten, indem er dessen Schwester Audesleda zur Gemalin nahm. Aber alles war vergebens. Umsonst hatte sich Theoderich bemüht durch Briefe zwischen seinem Schwager, dem Franken Clodovech, und seinem Eidam, dem Westgoten Marich, zu vermitteln; unerfüllt in seiner Eroberungsgier griff der Franke im Bunde mit den Burgunden die Westgoten an. In der Schlacht auf den vollabischen Feldern am Flüschen Clain nordwestlich von Poitiers verlor Marich Sieg und Leben. Sein unmündiger Sohn Amalarich wurde von treuen Anhängern über die Pyrenäen geflüchtet, während nicht nur Franken und Burgunden den größten Theil der westgotischen Besitzungen in Südfrankreich eroberten, sondern noch dazu ein falscher Stiefbruder des jungen Amalarich, Namens Gesalich, sich zum König der Westgoten aufwarf und Theoderichs Enkel die Krone entreißen wollte. Da mußte denn freilich auch der friedliche König von Ravenna zum Schwerte greifen. Seine tapfern Feldherren Ibbä und Thulun erschienen in Südfrankreich und Spanien, schlugen Franken und Burgunden, entrißen ihnen das Geraulte und vertrieben und tödteten den Anmaßer Gesalich. Theoderich nahm nun, wie oben gesagt, das Reich der Westgoten als Vormund seines Enkels in Verwaltung und herrschte am Rhone, an der Durance, am Tajo und am Ebro wie am Tiber und am Po.

Abgesehen von diesem aufgedrungenen Kriege hielt aber Theoderich Frieden mit allen seinen Nachbarn und pflegte mit Weisheit, Kraft und Milde die Wohlfahrt wie seiner Gothen so der Italier. Es sind uns die Verordnungen erhalten, welche sein gelehrter und frommer Minister Cassiodorius, im Auftrage des Königs, zur Regierung des Reiches erließ. Sie zeigen uns den Amaler als einen wahrhaft großen Herrscher. Unablässig war er bemüht den Frieden unter Gothen und Römern zu erhalten. Jene hätten gern Gewalt geübt an den Provincialen und Italikern wie an Besiegten, diese aber haßten und verachteten die Germanen als Barbaren und als Kezer, da sie zwar Christen waren, aber über die Dreieinigkeit die von der Kirche verworfenen Ansichten des Arius theilten: deshalb hießen sie Arianer. Theoderich ver-

verwandte Völk, gesüchdet ob seiner Seemacht, schon vermöge der Beherrschung des Meeres der natürliche Verbündete der Gothen gegen Byzanz war. — Seine Nichte Amalaberga gab er dem König der Thüringer, Hermanfrid, der sich bereits von den fränkischen Waffen bedroht sah; eine zweite Tochter, Theudigotho, dem westgotischen König Marich II zu Toulouse, eine dritte, Ostrogotho, dem burgundischen König Sigismund zu Lyon; den König der Heruler nahm er an Sohnesstatt an, indem er ihm Waffen zum Geschenk sandte.

bot seinen Gothen im Falle eines Streites zu den Waffen zu greifen; er verwies sie an den Richter. Und so ausgezeichnet rasch und streng war die Rechtspflege in seinem Reiche, so groß die Furcht vor dem starken Arm des gerechten Friedenschirmers, daß sehr bald nach Theoderichs Tode Sagen entstanden, welche diese seine Tugenden rühmten. So rühmte man, auf die Heerstraße könne man Gold und Silber legen und noch nach Jahr und Tag sicher am selben Orte finden: niemand würde es wagen, das Gefundene davon zu tragen, aus Furcht vor dem König. Eine andere Erdichtung erzählt: bei dem Einzuge des Königs in Rom habe ihm eine arme Wittve geklagt, schon zehn Jahre könne sie vor den römischen Richtern nicht zu einem Richterspruch gelangen in einer Proceßsache. Theoderich ließ die Richter kommen und sprach: „Habt ihr für diese arme Frau nicht bis morgen Abend das Urtheil fertig, sollt ihr des Todes sterben.“ Zitternd brachten die Richter noch vor Ablauf der Frist das Urtheil zu Gunsten der Wittve; der König aber sprach: „Nun sollt ihr erst recht des Todes sterben, da ihr zehn Jahre verschleppt habt, was ihr in Einem Tage vollenden konntet.“

Seine Duldbung in religiösen Fragen war so groß — fast einzig in jenen Tagen —, daß der Arianer den Katholiken volle Schonung und allen Schutz gewährte, — indeß seine Glaubensgenossen im byzantinischen Reich von den Katholiken hart verfolgt wurden, und andere arianische Könige, so die der Vandalen und Westgoten, hiefür an den Katholiken in ihren Reichen grausame Vergeltung übten.

Ja, auch der von den Christen aller Bekenntnisse hart verfolgten Juden nahm sich Theoderich an, und als die Christen ihnen eine Synagoge verbrannt hatten, mußten die Schuldigen sie auf ihre Kosten wieder herstellen.

Der König hatte die höchste Ehrfurcht vor der Wissenschaft der griechischen und römischen Welt; er ließ seine begabte Tochter Amalafwintha nicht nur Latein, auch Griechisch lernen; er zog auch gelehrte Römer, wie Cassiodorius und Boethius, mit hohen Ehren an seinen Hof.

Ganz besonders aber war er von Begeisterung erfüllt für die Reste der antiken Kunst, wie sie in Bauwerken und Bildwerken, in Statuen von Marmor und Erz sein Rom schmückten. Er verwendete große Summen auf Erhaltung und Herstellung derselben, verfolgte mit scharfem Eifer Entwendung und ließ selbst zahlreiche Paläste, Kirchen, Wasserleitungen bauen. Ein besonderer Beamter, der „Palast-Wart“ zu Ravenna, hatte zunächst diese Residenz zu er-

halten und zu verschönern, dann aber auch für alle Bauten des Königs zu Friedens- und Kriegszwecken die Pläne zu entwerfen. Er stand an der Spitze des ganzen Heeres von Maurern, Steinmetzen, Erzgießern, Mosaikarbeitern. Er sollte dafür sorgen, daß man des Königs Neubauten nicht von den antiken Wunderwerken solle unterscheiden können, — was für den armen Mann bei dem großen Verfall der Kunst freilich ein schwerer Auftrag war! Aber noch bewundert man als Meisterwerke ersten Ranges die unter Theoderich und Amalafwintha zu Ravenna gebauten Kirchen im Basilikenstil mit vollendeten Mosaik-Bildern. Und nicht nur zu Rom und zu Ravenna, in zahlreichen anderen Städten seines Reiches schuf Theoderich Herstellungen oder Neubauten von Kirchen, Palästen, Thoren, Wasserleitungen, Bädern, Säulengängen, Theatern, Statuen, Sarkophagen, so zu Verona, Pavia, Spoleto, Parma, Vercina, Syrakus. Man findet immer noch Mauerziegel, welche mit dem Stempel Theoderichs versehen sind, zu Rom. So unwahr ist der Vorwurf, die Gothen hätten die herrlichen Bauwerke Roms zerstört, daß vielmehr Theoderich als ihr eifrigster Erhalter gepriesen werden muß. Erst die römischen Adelsgeschlechter des Mittelalters seit dem X. Jahrhundert haben diese Zerstörung verschuldet, indem sie ihre Zwingburgen in Rom selbst und dicht vor den Thoren aus dem Marmor der nächsten Bauten, welche sie schonungslos plünderten und zerbrachen, errichteten.

Jedoch nicht nur der Wissenschaft und Kunst wandte der edle König seine Pflege zu: sehr ähnlich Karl dem Großen richtete er, während die großartigsten Aufgaben der äußern und innern Staatskunst ihn beschäftigten, seine Sorgfalt auch auf die geringsten Aufgaben der Verwaltung.

Für den Ackerbau sorgte er durch Wiederherstellung der für das heiße Land so wichtigen Wasserleitungen, welche seit Jahrhunderten in Verfall gerathen waren. Er unternahm bereits das große Werk, das in unsern Tagen Garibaldi bei der Regierung von Italien wieder angeregt hat, die pontinischen und umbrischen Sümpfe bei Terracina und bei Spoleto trocken zu legen. Dadurch sollten diese verderblichen Brutstätten böser Fieber beseitigt und viele Meilen guten Ackerlandes für den Pflug gewonnen werden. Er brachte es dahin, daß Italien, welches sich seit Jahrhunderten nicht mehr selbst ernährt hatte, hin und wieder sogar wieder Getreide ausführte. Für die Verpflegung der großen Städte Rom und Ravenna mußte der König freilich durch Kornzufuhr aus Sicilien fast unausgesetzt sorgen. Er ließ eingegangene

Bergwerke wieder eröffnen und regelte Schonung und Fang der Fische. Er befreite den Handel von den erdrückenden Zöllen, regulirte Münze, Maß und Gewicht, errichtete Jahrmärkte, schützte die Kaufleute auf den Messen gegen räuberische Ueberfälle, stellte die flaminische Landstraße her, schlug über den Tiber eine Schiffbrücke, verbesserte die Schifffahrt auf den Flüssen Tiber, Mincio, Arno und Oglio und hob das Postwesen. Aber auch für die Unterhaltung des Volkes sorgte er, gab im Amphitheater zu Rom glänzende Spiele wie ein römischer Kaiser, und „wohnte unter den Römern wie ein Vater unter seinen Kindern“ — wie eine ehrwürdige Chronik berichtet. Damals prägte das dankbare Rom Münzen mit der Aufschrift: „Das glückliche Rom“: Roma felix. Aber gegen Ende seiner Regierung trübte sich Glück und Glanz.

In Byzanz wurden die Glaubensgenossen des Königs, die Arianer, aufs neue grausam verfolgt vom Kaiser Justinus I. Dadurch wurde auch in Italien die Feindschaft zwischen den gothischen Arianern und den katholischen Römern verschärft. Eine Verschwörung vornehmer Römer ward entdeckt, welche das Gothenreich an Byzanz verrathen wollten. In seinem Zorn über solche Undankbarkeit ließ sich der König hinreißen, zwei sehr von ihm geliebte und geehrte römische Senatoren, welche unvorsichtig der Angeklagten sich annahmen, den gelehrten Boethius und dessen Schwiegervater Symmachus, hinrichten zu lassen. Ist es auch nur Erdichtung, daß den König die Neue über diese Todesurtheile, — welche übrigens von den römischen Senatoren selbst gefällt waren, — auf das Sterbebett geworfen habe, — immerhin mag es an ihm gezeht haben, daß er nach einer weisen, milden, väterlichen Regierung von mehr als drei Jahrzehnten Undank und Verrath der Römer erleben und sein Reich, das ruhmvolle Werk seines Helden-Lebens, durch den Haß der Italiener, durch die lauernde Falschheit der Byzantiner schwer bedroht sehen mußte. Er starb nach ganz kurzer Krankheit am 26. August 526 in seinem Palast zu Ravenna.

Der Haß der römischen Priester erfand eine Fabel, wonach ein frommer Einsiedler im Traum gesicht die Seele des großen Königs wegen seiner Keckerei und Tyrannei in einem Feuerpfuhl auf den Liparischen Inseln furchtbare Qualen leiden sah: wir aber dürfen „Dietrich von Bern“, den großen Theoderich, als eine der edelsten, herrlichsten Gestalten der deutschen Heldensage und der germanischen Geschichte in hohen Ehren halten.

(Fortsetzung folgt).

Das Wild des Waldes.

Von Adolf Müller.

Mit Zeichnungen von Guido Hammer.

(Fortsetzung.)

III. Die Unmuthigen.

Die Knaben gedachten in ihrer schützenden Hütte jetzt auch des Oberförsters, und fragten sich, wo derselbe wohl vor dem heftigen Regen sich berge. Aber der Peter tröstete sie mit der Bemerkung, daß ein Mann des Waldes da Rath wüßte und sich aus einem „Himmelschutt“ auch nichts mache. „Das trocknet“, meinte er. „Wie sollte es denn dem Wild des Waldes gehen? Und ein Förster und Waldmann muß es dem Wild gleich thun.“

Mittlerweile war das Gewitter vorübergezogen, die Wolken zertheilten sich, und es hörte auf zu regnen. Prachtvoll und warm trat die Sonne wieder hervor.

„Jetzt kommt heraus und folgt mir. Das Reh tritt nach solchem Regen auf die Blößen und Richtungen der Gehäue und Regen oder auf die Schneisen, um sich zu trocknen.“

Still und erwartungsvoll ging's dem Peter nach. Der hatte nicht lange voran gepürscht, so blieb er hinter einem Holzstoße stehen und wollte eben den Begleitern zwei Rehe zeigen, die im Begriff waren auf ein lichtiges Gehäu zu treten. Zwei der Knaben waren aber nicht vorsichtig genug, hatten das Zeichen Peters übersehen und tappten ungedeckt in's Freie. Die Rehe hatten die hervortretenden sogleich vermerkt und waren im Nu flüchtig im Holz.

Peter hielt eine Strafrede und belehrte, stets gedeckt, aber überall mit wachen Augen vorzugehen. „Kommt man“, fuhr er fort, „an eine Stelle, wo das Holz wechselt, an den Rand einer Wiese oder einer Blöße, dann streckt man behutsam nur den Kopf vor und bleibt mit dem übrigen Körper verborgen. Von Zeit zu Zeit bleibt man stehen, um herumzulugen und zu horchen, tritt leis, aber stets mit ganzem Fuß auf, geht aber nicht wie ein Tanzmeister auf den Beinen. Das ermüdet, und man hat sich auch nicht gleich so in der Gewalt, im gegebenen Augenblick stille zu stehen. Seht ihr ein Stück Wild, dann steht wie ein Waldbaum fest. Nur wenn das Wild sich äst oder in Bewegung ist, könnt ihr sacht vorrücken. Hebt es aber den Kopf

und sichert, d. i. wenn es mit seinen Sinnen die Umgebung prüft, dann steht ohne jede Bewegung. Kommt Wild auf uns zu, dann verhaltet euch ruhig und senkt den Kopf, damit es nicht eure Blicke gewahr wird. Das Auge des Menschen merkt das Reh sehr leicht. Eben auf dem nassen Boden läßt sich ja viel leichter pürschen als beim trocknen, wo jedes Reis kracht und das Laub rauscht. Vor allem merkt auf mich und thut in allem ein Gleiches wie ich.“

Der Pürschgang wurde nun nach den Regeln Peter's fortgesetzt. Eben hatten sie eine junge Saatfläche neben sich, an welcher sich ein Stangenholz herzog. In dem Holze gedeckt, führte Peter seine Begleiter einige hundert Schritte am Saume her, und bald hatten die Pürschenden den erfreulichen Anblick eines Sprungs Rehe. Es war im Augenblick verhoffend (umschauend) ein Schmalreh auf die Saat getreten, jetzt folgte ein Spießbock vertraut, und nach einer Weile trat ein Rehbock sichernd in's Lichte. Das Wild war naß und schüttelte die Lauscher (Ohren) sowie den Leib kräftig. Es zog mit hochgehobenen Läufen auf dem breit getretenen Wechsel durch's Gras des Saatplatzes und stand auf einer kleinen Anhöhe stille, sich daselbst in der Sonne trocknend. Man erkannte den Bock als Sechser oder einen alten. Er war stark von Leib und hatte hoch aufgesetzt (ein langes Gehörn). Mißtrauisch im Gestrüpp gedeckt, hielt er sich stets etwas bei Seite und ließ immer die beiden andern Rehe eine Strecke voranziehen, bis er sichernd nachfolgte. Die Beobachtenden überzeugten sich von der Wachsamkeit des Wildes. Immer sicherte wenigstens eines der drei mit gehobenem Kopfe, während die andern ästen oder sich lekten. Der Wind war nicht ganz günstig für die Anstehenden. Sie hatten nach Peter's flüsternder Bemerkung nur schlechten Schneidewind, d. i. solchen, der in schiefer Richtung von den Beobachtern auf die Saatfläche ging. Noch waren die Thiere nicht ganz in der Windrichtung, aber sie zogen jetzt langsam hinein. Eben hob Peter den Finger zum Zeichen, daß sogleich etwas erfolgen würde. Und richtig! das Schmalreh war eben in die Windströmung von den im Holze stehenden gekommen. Rasch drehte es den Kopf und hob die

Nase der Windrichtung entgegen: es witterte. Gleich merkten das die andern Rehe. Der Spießbock verhoffte und der alte Bock blieb sichernd stehen. Nun äugte (sah) das Schmalreh scharf nach dem Holze hin, indem es eigenthümlich ruckweis den Kopf auf und nieder bewegte. Das sah aus, als wenn es Knize mache, ein Merkmal, daß es die Anstehenden wohl gewittert, aber noch nicht deutlich beängt habe. In Einer Flucht (Sprung) war das Reh über Gestrüpp und Gras im jenseitigen Holz mit den andern verschwunden, und gleich darauf schmälte eines derselben.

ein Ende, indem er in's Freie trat und dasselbe rasch verschleuchte. Der alte Bock hatte sich schlaue weggeschlichen.

Auf ihrem weiteren Gang erblickten die Pürschenden noch einige Sprünge Rehe. Bei einem war ein (sehr alter, starker) Capitalbock auf einer Mähplatte. Noch ehe aber unsere Gesellschaft auf deutliche Sehweite dem Rudel sich genähert hatte, fiel in ihrer Nähe ein Schuß. Der starke Bock auf der Mähplatte war im Feuer zusammengestürzt und gleich darauf sah man einen Jäger auf das erlegte Stück zuschreiten. Welche Ueberraschung für die



„Habt ihr nun die scharfen Sinne des Rehwildes bemerkt!“ flüsterte Peter erklärend. „Hört! jetzt schimpft uns das Schmalreh aus. Das zeigt mir, daß es nicht recht klug aus unserem Anblick geworden. Hätte es uns so deutlich geängt, als es unsere Witterung hatte oder etwas vernahm, so wäre es ohne Schmälten flüchtig geworden. Wenn wir uns ruhig verhalten,“ — flüsterte er weiter — „dann können wir vielleicht das neugierige Schmalreh oder den Spießbock bald wieder zu Gesicht bekommen. Wirklich kam das Schmalreh mit dem Spießbock auf einer andern Seite der Saat zum Vorschein, doch in einem Bogen um die Anstehenden sehr mißtrauisch mit hochgehobenen Läufen ziehend. Das Böckchen stampfte sogar von Zeit zu Zeit mit den Vorderläufen auf nach Art der Ziegen und Schafe. Peter machte der Neugier des Wildes

Hinzugeeilten — es war der Oberförster, der bei dem verendeten Bock stand. Peter hob den Bock, den er ausgeweidet (ohne Därme) auf 45 Pfund schätzte, an den vier Läufen auf seine Schulter und trug ihn nach Haus.

Jetzt sah der Oberförster auf seine Taschenuhr. „Kommt!“ sprach er zu den Knaben. „Wir müssen jetzt dort hinüber nach dem Felde zu in's Holz. Dort ist eine Wiese an einem warm gelegenen Waldort. Da setzen wir uns an. Wir müssen zeitig drüben sein, weit früher, als die Rehe auf die Wiese treten.“

Der Weg ging durch einen Eichwald, der noch nicht lange aus den Knospen gebrochen war. Dann betraten sie einen Kiefernort, auf dessen feuchter Moosbede die Wandernden kaum den Laut ihrer Tritte vernahmen. Gerade gegenüber diesem Wald-

distrikt lag eine Wiese, an der sich auf einer mäßigen Anhöhe ein forstlich so benannter Niederwald hinanzog. Das Unterholz oder Schlagholz bestand aus Stockauschlag von Hainbuchen, Buchen, Ahorn und Eichen, das eine Dichtung bildete. Hin und wieder ragten ältere Waldbäume aus dem Schlagholze hervor, der sogenannte Oberstand.

Gegenüber diesem Waldorte wurde nun bis zum Saume der Kiefern in aller Stille herangepürscht. Hier bereitete der Oberförster sodann einen Schirm zum Ansitz. Zu dem Ende hatte der Führer zur Vermeidung von Geräusch in der Nähe des Ansitzes auf dem Gang vorher schon mehrere Baumzweige (Brüche) gebrochen. Diese steckte er nun an einem geeigneten Platz am Rande des Kiefernwaldes aufrecht in den Boden, so, daß die dunklere

man das zitternde Pochen der Walbzimmermeister Spechte im Nadelwalde, dann wurde es wieder auf Augenblicke still, so daß nur das Murmeln der vorbeirieselnden Quelle vernehmbar war. Der Wind hatte sich ganz gelegt, als die Sonne hinter dem Walde verschwunden. Im rosigem Widerschein des Abends lag die Wiese mit dem angrenzenden Dickichte. Noch immer wollte sich kein Wild zeigen. Da plötzlich schrie der Holzhäher. Gleich darauf vernahm man leises Geräusch in der Hege gegenüber, und langsam trat eine alte Nixe, eine Weile sichernd, an den Rand der Wiese. Jetzt zog sie zögernd auf die Wiese und ihr nach zwei Kitzen. Welche wunderlieblichen Thierchen! Wie glänzte ihre bunte Färbung im Abendlichte! Das eine stärkere mag ein Kitzböckchen sein, das schwächere ist gewiß ein



Oberseite der Zweige nach der Wiese gerichtet war. Diese Vorsicht war nöthig, damit das heraustretende Wild nicht auf die auffallend helle Unterseite des Laubes aufmerksam würde. Der Oberförster nahm hinter dem Schirm den Ansitz auf seinem Jagdstuhle, die Knaben neben und hinter ihm. Die Brüche deckten alle hinlänglich, so daß aber doch zwischendurch alles auf der Wiese genau beobachtet werden konnte. Auch auf den Wind war Rücksicht genommen, denn mit leisem Zug kam er den Ansitzenden günstig entgegen.

Wie war der Ort so heimlich! Die Sonne hatte sich schon geneigt, und die Singdrossel und Schwarzamsel trugen ihre schallenden Lieder vor. Vom nahen Buchwalde her klang der Ruf der Ringel- und Hohltaube, und zwischen durch ertönte das anheimelnde sommerliche Girren des Turteltaubchens vom Feldholze her. Manchmal vernahm

weibliches. Jetzt beleckt sie die alte Nixe, und das eine liebkost wieder die Mutter. Auf einmal springt das Böckchen lustig in die Höhe, sein Schwesterchen macht es ihm nach, und so geht es im anmuthigen Scherzen oder Spiel hin und her um die Nixe herum. Jetzt spreizt diese die Hinterläufe auseinander, und heran kommen die beiden Kitzen, eines um das andere an der Mutter zu saugen. Nach der Sättigung liebkost sich wieder die Familie, und zuletzt äst sich die Nixe im Klee der Wiese. Doch urplötzlich fährt sie mit dem Kopf hoch in die Höhe und sichert. Gleich darauf poltert es im Dickicht und sieh! in einer Flucht kommt ein Rehbock auf die Wiese und ist im nächsten Augenblicke flüchtig im anstoßenden Buchwalde verschwunden. Das war der Vater der Rehfamilie! — Nun ist's wieder still. Doch was zeigt sich dort Nothhes am Rand des Dickichts? Wahrlich, ein Fuchs! Wohl

hat ihn das alte Reh bemerkt, aber, nachdem es nach ihm geäugt, äst es wieder wie zuvor fort. Was sucht der Fuchs? Er schnüffelt auf der Erde umher — nun wälzt er sich und thut so harmlos und vertraulich, als wenn er ganz allein wäre. Wie gleichgültig trollt er dahin mit schlaffen Gliedern und hängender Ruthe (Schwanz). Nun entfernt er sich sogar von den Rehen — aber er ist schon wieder umgekehrt und nähert sich schief dem einen der Kitzen. Sieh, den verwegnen Räuber! Mit einem Satze hat er sich jetzt auf das Kitzen geworfen, das bei seinem Anpralle laut siept und zu Boden stürzt. Doch wie der Blitz ist die Nixe auf den Fuchs losgesprungen und versetzt ihm einen so derben Schlag mit den Vorderläufen, daß der rothe Satan sich überfellert und hinkend entfernt. Aber o Schreck! da kommt ja ein zweiter, noch stärkerer Fuchs aus der Hege mit flüchtigem Sprung auf eines der Kitzen los. Der andere Fuchs ist wie der Wind umgekehrt und fällt das andere Kitzen an. Verzweifelt entwickelt die Nixe eine bewunderungswürdige Behendigkeit und Kraft. Sie springt mit allen vier Läufen zugleich wie rasend auf einen der Freibeuter, mit aller Wucht der Vorderläufe auf ihn losschlagend, so daß sich der Angegriffene rasch zurückzieht. Windschnell wendet sich das Reh nun nach dem andern Fuchs und jagt ihn sofort von dem bedrängten Kinde. Aber indessen hat schon wieder der andere Räuber angegriffen, und so muß bald hier, bald dort die Nixe allen Muth, alle Kraft und Behendigkeit aufbieten, von den ge-

liebten Kitzen die Todfeinde abzuhalten. Schon scheinen die Kräfte der Nixe abzunehmen — die Sprünge werden matter, das Schlagen mit den Vorderläufen auf die Dränger ist nicht mehr so rasch und wuchtig. Dagegen wächst die Mordgier und Frechheit der Füchse nach jeder Abwehr. Nun scheint's um das eine liebe Kleine gethan — doch da kracht's aus der Büchseflinte des Oberförsters. Einer der frechen Räuber wälzt sich im Todeskampf auf der Wiese. Der andere Freibeuter rennt nach der Hege, aber am Rande derselben ereilt ihn das Blei aus dem Schrotlaufe des Gewehrs, und verendet stürzt auch er zusammen. Die Rehfamilie ist in's Holz flüchtig geworden. Mit Freudenrufen über den gelungenen Doppelschuß springt der Oberförster mit den Knaben auf. Glückselig ist die Familie der lieben Anmuthigen des Waldes von ihren Erzfeinden befreit, die nun nach des Oberförsters Weisung von den Knaben in eine nahe Grube geworfen werden.

Dem feigen Bock aber, der auf so schmählige Weise die Familie in der Noth verlassen hat, wird der Tod geschworen.

Die Jagdgesellschaft, hochvergnügt über die Rettung der lieblichen Rehfamilie, zieht von Holz, und der Oberförster stimmt mit den Knaben das alte, fröhliche Jägerlied an:

„Im Wald und auf der Haide,
Da such' ich meine Freude,
Ich bin ein Jägermann!“

Beschauliches von Julius Lohmeyer.

Die geblendete Nachtigall.

An meines Nachbars Fenster hängt
Die Nachtigall im Bauer,
Wohl grüßt den Frühling sie, doch seufft
Ihr Köpfschen sich in Trauer.

Denn rohe Hand hat mit Bedacht
Voll Arglist dich geblindet,
Weil süßer tönt dein Sang zur Nacht,
Dich selbst in Nacht gesendet.

Doch wer dem Lied mit Andacht lauscht,
Der hört, daß dich noch immer,
O Sängerin, der Wald umrauscht
Im bleichen Mondeschimmer.

Ewiger Widerstreit.

Des Baches Wellen rauschen mir:
„Hinaus, in die weite Welt hinaus!“
Es rauscht der Wald: „O bleibe hier,
Und ruh' in meiner Kühle aus!“

Thüringische Sagen und Geschichten.

Von

Wilhelm Osterwald.

Mit einer Illustration nach Moriz von Schwind.

L I. Von Ludwig, dem eisernen Landgrafen.
Ludwig des Springers Sohn und Nachfolger war Ludwig, als Graf von Thüringen der dritte seines Namens. Er führte zuerst den Titel eines Landgrafen von Thüringen und war einer der mächtigsten Herren in Deutschland, den Kaiser Lothar mit seiner Freundschaft und seinem Besuche im Jahre 1140 beehrte. Er starb auf der Wartburg im Jahre 1140. Sein Nachfolger war sein Sohn Ludwig IV., als Landgraf der zweite seines Namens, der erst dreizehn Jahr alt war, als er die Macht und Herrschaft seines Vaters erbte. Er war von Hause aus sanftmüthig und verträglich und voll Demuth und Güte gegen jedermann, ein Jüngling, der Gott und den Menschen zum Wohlgefallen zu leben suchte; aber seine Edelleute achteten ihn deshalb um so geringer und bedrängten und drückten die Bürger und Bauern, wo und wie sie nur konnten, ohne sich um seine fürstliche Oberhoheit zu kümmern. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß die Bedrängten Wehe über ihn riefen und ihm fluchten, weil er ihnen wider ihre Feiniger nicht beistand; die abligen Herren aber wußten schon dafür zu sorgen, daß die Klagen des armen Volkes nicht vor das Ohr des Landgrafen kommen konnten, und schnitten den Bedrängten alle Wege der persönlichen Beschwerde am Hofe des Landesherren ab. So herrschte im ganzen Lande große Unzufriedenheit und Mißstimmung über den allzu gutherzigen Landgrafen, den die meisten nicht für tauglich hielten die Zügel der Herrschaft zu führen, da die armen Unterthanen in steter Angst vor grober Ungebühr, arger Gewalt, hartem Dienst und ungerechtem Gericht leben mußten. Nun begab es sich eines Tages, daß der junge Landgraf auf der Jagd, die er gleich seinen Vorfahren mit Lust und Eifer betrieb, sein Gefolge aus den Augen verlor, sich im Walde zwischen der Wartburg und dem Inselfsberg verirrt und von der Nacht so überrascht wurde, daß er froh war, als ihm von fern das helle Feuer einer Waldschmiede in der Ruhl entgegenleuchtete, — da wo heute das Dorf Ruhla sich in dem engen Waldthal in langer Zeile gar anmuthig zwischen den hohen Wäldern am frischen Waldbache hinzieht. Der Volksmund nennt auch heute noch das Dorf wie den Bach „die Ruhl“.

Als nun Landgraf Ludwig, dem Scheine des Feuers folgend, zu der Waldschmiede gekommen war, trat er in einfachen Jagdkleidern mit dem Jägerspieß und Hifthorn vor den Schmied und bat mit bescheidenen Worten um ein einfaches Nachtquartier.

Der Schmied von Ruhla fragte ihn, wer er wäre, und als Ludwig antwortete: „Ich bin einer der Jägerknechte des Landgrafen Ludwig“, so antwortete der gewaltige Alte in seiner derben Weise: „Pfu! über den Weichling! Wer seinen Namen ausspricht, der sollte hinterdrein allemal den Mund abwischen.“ Er fügte noch ein gut Theil übler Reden und Schimpfworte auf den Landgrafen hinzu, der nicht das Zeug hätte, ein richtiger Nachtwächter zu sein, geschweige denn der regierende Herr eines ganzen Landes und Volkes. „Was deine Bitte betrifft“, sagte er sodann, „so will ich dir gern Nachtquartier geben, aber wahrlich nicht um des Landgrafen willen; ziehe also getrost dein Pferd in den Schuppen, wo du das nöthige Heu auch finden wirst, du selbst aber mußt dich die Nacht so gut behelfen, als es angeht, denn von Bettgewand ist hier nichts zu finden.“

Der Landgraf that, wie ihm geheißen war, brachte sein Pferd in den Schuppen, legte ihm Heu vor, ging dann in das Zimmer neben der Schmiede und legte sich auf eine einfache Streu nieder, um zu schlafen. Die große Müdigkeit ließ ihn auch bald einschlafen, aber daß sein Schlaf nicht zu lange dauerte, dafür sorgte der Schmied, der in der Schmiede nebenan schon kurz nach Mitternacht wieder kräftig arbeitete und gewaltig mit dem großen Hammer auf das Eisen los schlug, daß die Funken nur so stoben. Dabei stieß er manchen Fluch und manches harte Scheltwort wider den Landgrafen aus, und allemal, wenn er die kräftigsten Hammerschläge auf das Eisen that, rief er mit grossender Stimme im Takte der Schläge: „Landgraf Ludwig, werde hart, werde hart!“

Der Landgraf aber, der die Schläge und die Worte hörte, dachte fortan an keinen Schlaf, sondern horchte aufmerksam auf jede Aeußerung seines seltsamen Wirthes. Der aber arbeitete rüstig an Blasebalg und Ambos fort und rief beim Hämmern:

„Du schmählicher, unseliger Herr, werde hart,

werde hart! Deine Edelleute und Hoffschranzen schmeicheln dir in's Angesicht, und hinter deinem Rücken quälen und drücken sie das Volk und saugen dem Lande das Mark aus; sie maßen sich deine Macht an und lachen deiner Oberherrlichkeit, sie sprechen in deinem Namen falsch Recht und berauben die Deinen, sie werden reich von dem Deinen und du verarmst mit den Deinen. O Landgraf Ludwig, werde hart, werde hart!"

Als der Landgraf diese und ähnliche Reden des Schmiedes gehört hatte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er nahm sich fest und heilig vor, von Stund' an ein ganz anderer Mensch und Regent zu werden. Und sobald es zu tagen begann, sprang er von seinem Lager auf, trat in die Schmiede, bot dem Schmied einen guten Morgen, indem er ihm kräftig die Hand schüttelte, und sagte zu ihm: „Habe Dank für deine Herberge, wackerer Mann, und noch mehr für deine Lehre. Ich habe in dieser Nacht viel gelernt, und verspreche dir, fortan so hart und eisern zu werden, als ich bisher weich und schwach gewesen bin. Denn ich bin selbst der Landgraf Ludwig, und gedenke es noch zu erreichen, daß du künftighin meinen Namen aussprechen magst, ohne dir hinterdrein den Mund abzuwischen.“ Darauf bat er den erstaunten Mann, ihm noch nähere Auskunft über die übermüthigen Thaten der Edelleute zu geben, damit er wisse, wo er seinen Haken einzuschlagen habe; und der ehrliche Meister theilte ihm mit, so viel er wußte, und nannte ihm eine stattliche Reihe von Namen sowohl auf der Bedrückter als der Bedrückten Seite. „Ich weiß nun genug,“ sagte der Landgraf, sattelte sein Roß, dankte dem Schmied nochmals, nahm mit den Worten: „Verlaß dich darauf, ich werde fortan hart wie Eisen sein!“ Abschied von ihm und ritt spornstreichs nach der Wartburg.

Und er hielt in der That Wort und ergriff mit starker Hand die Zügel des Regiments, indem er alle Ungerechtigkeiten, die sich die Edelleute erlaubten hatten, streng untersuchte und rücksichtslos bestrafte und den Troß der Widerspänstigen mit eiserner Härte brach. Zum Schutz aber gegen die Nachstellungen seiner Gegner trug er fortwährend einen eisernen Panzer und hieß deshalb der eiserne Landgraf oder Ludwig der Eiserne. In Thüringen aber sagte man, seitdem die Geschichte von dem Schmied in Ruhla bekannt geworden war, von jedem harten und strengen Mann sprichwörtl. 4: „Der ist in der Landgrafens-1. niede in der Ruhla gehärtet worden.“

Die trotzigten Edelleute wollten aber an die so plötzlich erfolgte Umwandlung ihres Herren lange

Zeit noch gar nicht glauben und rotteteten sich zu offenem Aufruhr wider ihn zusammen; aber unerschrocken nahm er den Kampf mit ihnen auf, und als er gesiegt hatte, ließ er die Widerspänstigen, bis auf's Hemd entkleidet, vor einen Pflug spannen und peitschte mit eigener Hand so lange auf sie los, bis sie ein ganzes Feld bei Freiburg an der Unstrut, das seitdem der Adelsacker genannt wurde, im Schweiß ihres Angesichts umgepflügt hatten.

Darauf ließ er sie Urfehde schwören und ward fortan sehr von ihnen gefürchtet. —

Zur Gemahlin hatte der eiserne Landgraf Frau Jutta, die eine Schwester Kaiser Friedrichs des Rothbarts war.

Einstmals besuchte der Kaiser Friedrich Barbarossa oder der Rothbart seinen Schwager, den eisernen Landgrafen, auf der Raumburg an der Unstrut. Nachdem er einige Tage dort gewesen war, ging er eines Morgens mit seinem Wirth auf die Höhe des Berges, auf dessen Vorsprung nach dem Thale zu das Schloß liegt, und überschaute von dort die Burg mit ihrer Umgebung. „Nun,“ fragte Ludwig, „wie gefällt dir die Burg?“

„O,“ antwortete der Kaiser, „das ist ein ganz stattliches Fürstenschloß, und ich wüßte nicht, daß ihm etwas fehlte, ausgenommen, daß es keine Mauern hat.“ „Der Fehler verursacht mir wenig Gram,“ sagte Ludwig lachend, „denn die Mauern kann ich so schnell haben, als ich ihrer bedarf.“

„Das wäre seltsam!“ erwiderte der Kaiser verwundert. „Und in wie viel Zeit würdest du wohl im Stande sein, die Burg mit Mauern zu umgeben?“

„In weniger als drei Tagen,“ antwortete der Eiserne.

Da nahm der Kaiser seinen Schwager beim Wort, Ludwig aber sendete schleunigst Boten an alle seine Grafen und Mannen und befahl ihnen, auf's schnellste in vollem Waffenschmuck und wohl ausgerüstet vor ihm zu erscheinen. Die Schaar der Vasallen folgte mit pünktlichem Gehorsam dem Gebote des gefürchteten Landes- und Lehnsherrn, und dieser stellte sie noch vor Tagesanbruch so um das Schloß herum, daß einer an dem andern stand, auf's beste gerüstet und im schönsten Waffenschmuck, als sollte es zur Schlacht gehen; vor sich aber hatte jeder Ritter einen Knappen, der seinen Schild hielt, und hinter sich einen anderen, der seinen Helm trug.

Als nun der Morgen angebrochen war, führte der eiserne Landgraf den Kaiser rings um die Burg und zeigte ihm seine Mauern, und Friedrich der Rothbart mußte gestehen, daß er festere und löst-

lichere Mauern, als diese lebendigen, nie gesehen hätte.

Ein anderes Mal stellte sich Ludwig schwer krank, als wäre er dem Tode nahe, ließ seinen Beichtvater kommen, ließ sich die letzte Delung geben und durch treue und zuverlässige Diener, die er in's Geheimniß gezogen hatte, die Nachricht von seinem Lebensende verbreiten. Als bald kamen die Vasallen

drohend aus demselben und donnerte die Entsetzten mit den Worten an: „Ihr Schalksknechte, was habt ihr vor?“

Beschämt zogen sie mit dem fürchtbaren Gebieter wieder heimwärts auf die Burg, wo sie mit demüthigen Bitten seine Huld wieder zu gewinnen suchten. Er aber sprach zu ihnen: „Wohlan, ich will euch verzeihen, wenn ihr mir feierlich geloben wollt,



des Todtgeglaubten zahlreich zu seiner Beerdigung, und als sie den Sarg, in welchem sich der eiserne Landgraf befand, auf einen Wagen gesetzt hatten, sprachen sie zu einander: „Es ist der Ehren genug und übergenug, wenn der Landgraf mit dem gewöhnlichen Gepränge zur Ruhe gebracht wird, er ist todt und kann uns nichts mehr thun.“

Hierauf folgten sie dem Leichenwagen mit schlecht verhehlter Freude; aber da stieß der Wagen plötzlich an einen Stein, so daß er fast umgefallen wäre, und der Landgraf brach mit großem Geräusch den Sarg auf, erhob sich in seiner eisernen Rüstung

meinen Leichnam, sobald mein Tod wirklich erfolgt sein wird, mit allen mir gebührenden Ehren auf euren Schultern nach dem Kloster Reinhardtsbrunn zu tragen, wo ich neben meinen Ahnen bestattet sein will.“ Das schwuren sie ihm alle feierlich zu, und hielten es auch getreulich, als der Landgraf wirklich am 14. Oktober 1172 starb. Weiter als zehn Meilen trugen sie seinen Leichnam auf ihren Schultern nach Reinhardtsbrunn, voll tiefen Ernstes und in beständiger Furcht, ihr ehemaliger Herr könne noch leben und wolle sie abermals, wie zuvor, bloß versuchen und verhöhnen.

Sprüche von Friedrich Güll.

Musterhaft und meisterhaft
Wirst du nie in allen Dingen;
Dennoch nach der Meisterschaft
Mußt du unaufhörlich ringen.

Wähle dir zum Freund den Ernst,
Nur ein Gast sei dir der Scherz,
Daß du würdig tragen lernst
Erdenlust und Erden Schmerz.

Vergangenheit und Zukunft nicht —
Es ist der Augenblick nur dein:
Der Augenblick ist dein Gericht,
Geschick und Mißgeschick allein.

Weich der Stahl und stumpf der Stein:
Ist der Funke schwach und klein;
Hart der Stahl und scharf der Stein:
Das gibt sprühenden Feuerschein.

Räthsel.

Von

Otto Sutermeister.

Logogriphe.

1.

b heißest du, **f** heißest du,
Und **d** am Schuh zerreibest du.

2.

So befehlen Tag für Tag
Sich die beiden munter:
Wollt der **i** zu ihm hinauf,
Piept der **a** herunter.

3.

Mit **I** ein deutscher Held,
Mit **d** ein Schutz und Pfand,
Mit **f** dagegen hält
Es keinem Lüftchen Stand.

4.

M heißt ein nützlich Thier im Haus,
Doch **B** ein Freund von Saus und Braus;
Heißt **I** dein Bett, so macht es froh
Mein liebes **K**; wer heißt denn so?

5.

o entsteigt dem Osten, **a** dem klugen Sinn;
n ist eine alte Lehrenleserin.

6.

Dr: Kerngesund,
B: Kugelrund,
W: Schutz und Dach,
F: Ungemach.

Von

Friedrich Güll.

1.

I.

Bin vieler Menschen ein'ges Ziel,
Mir gilt ihr Ernst, mir gilt ihr Spiel.
Schlastrunken schloß ihr Aug' sich taum,
Sie sehn mich schimmern noch im Traum.

II.

Ich kleide Tisch' und Stühle braun,
Bald weiß, bald grün den Gartenzaun,
Doch für Geräthe, schmuck und fein,
Kocht der Chinesse mich allein.

I. und II.

Ich bin die Lieblingsblum' im Haus
Des Landmanns für den Winterstrauß,
Den Dirnen Sonntags in die Hand,
Den Burschen auf des Hutes Rand.

2.

Ich bin in viel verschiednen Instrumenten,
Da in der Werkstatt, dort am Bauplay thätig.
Werd' ich gehandhabt von geschickten Händen,
Wird mancher durch mich schwerer Plage ledig.
Einarmig bin ich meist; oft auch zweiarinig
Gebraucht der Handelsleute großer Schwarm mich.

Mit **r** statt **I** bin ich von Glas, von Blech,
Und nicht von Eisen, wie die Vettern alle,
Ich schlürfe, was in Schwefel oder Pech
Geborgen liegt und perlt in goldnem Schwall;e;
Siehst du durch mich die flüss'ge Labe blinken,
Kannst du nach mir, sie kostend, davon trinken.

Auflösung der Räthsel Seite 94.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

- | | | | |
|-------------------------|------------|--------------------------|-----------|
| 1. Siebenmeilenstiefel. | 2. Absatz. | 3. Mast, Korb, Mastkorb. | 4. Fugen. |
|-------------------------|------------|--------------------------|-----------|

Räthsel von **Wilhelm Fischer.**

- | | | |
|-------------------|-----------|--------------------|
| 1. Billardkugeln. | 2. Brief. | 3. Die Buchstaben. |
|-------------------|-----------|--------------------|



von Robert Löwike.



In der oben stehenden Wortfigur ist die mittlere senkrechte Reihe gleich der mittleren wagerechten. Das in diesen Reihen stehende Wort ist das längste der ganzen Gruppe und liefert den mittleren Buchstaben für jedes der andern Wörter. Versucht nun aus den unten gemachten Angaben eben solche Wortfiguren zusammen zu stellen und merkt wohl, daß es nicht darauf ankommt, in welcher Reihenfolge die Wörter gerathen werden. Jedes gesundene Wort wird am besten sogleich an die betreffende Stelle der Wortfigur geschrieben und giebt mindestens einen Buchstaben für eins der andern Wörter.

I.

Der oberste Buchstab ist **M**, das erste Wort der Name eines großen Fisches, das zweite nennt rückwärts gelesen einen Mohnen, das dritte nennt eine niederländische Provinz, das vierte eine große Stadt in der preussischen

Provinz Sachsen, das fünfte eine kleine preussische Universitätsstadt, das sechste eine große Stadt in Frankreich, das siebente einen Canton in der Schweiz. Der letzte Buchstab ist **G**.

II.

Der oberste Buchstab ist **B**, das erste Wort der Name eines Monats, das zweite Wort eine große Hauptstadt, das dritte ein weiblicher Vorname, dessen erster Buchstab **A** ist, das vierte Wort nennt ein bekanntes physikalisches Instrument, das fünfte Wort eine Göttin der Griechen, das sechste eine Opferstätte, das siebente ein großes Gewässer. Der letzte Buchstab ist **R**.

III.

Der erste Buchstab ist **P**, das erste Wort nennt einen Canton in der Schweiz, das zweite einen großen Fluß, welcher zuerst durch die Schweiz, dann durch Frankreich fließt, das dritte ein Gewürz, das vierte einen Titel, das fünfte einen großen deutschen Dichter, das sechste eine bedeutende preussische Stadt, deren Name gleich dem Infinitiv eines Zeitworts lautet, das siebente Wort nennt einen Titel und zugleich einen großen Fluß im Südosten von Europa. Der letzte Buchstab ist **R**.

IV.

Der oberste Buchstab ist **B**, das erste Wort nennt einen Theil des Wagens, das zweite einen Vogel, welcher oft als Sinnbild der Unschuld genannt wird, das dritte einen weiblichen Vornamen, den man durch Umstellung der Buchstaben, welche die beiden Wörter „Mein Reh“ bilden, erhalten kann, das vierte Wort nennt einen Stoff, aus welchem viele Kleidungsstücke angefertigt werden, das fünfte Wort, dessen Anfangsbuchstab **S** ist, nennt eine gewisse Klasse von Schiffen, das sechste Wort, dessen letzter Buchstab **E** ist, ist der Name eines Raubvogels, das siebente Wort nennt eine Stadt an der Donau. Der letzte Buchstab ist **E**.

Auflösung der Knackmandeln Seite 95.

- | | | |
|--------------|----------------------------------|--------------------------------------|
| I. keinen. | II. Macht oder Nacht oder Wacht. | III. Fracht oder Pracht oder Tracht. |
| IV. Schacht. | V. Allegre. | VI. Zweig. |
| | IX. dreist. | X. Schlacht. |
| | | VII. Zweifel. |
| | | VIII. entzwei. |